

# Dein Reich komme!

Monatshefte, herausgegeben von „Licht im Osten“, Missionsbund zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens

Schriftleitung: J. Kroeger

Bezugspreis: Für das Inland 2,40 RM jährlich (Einzelheft 25 Pf.); für das Ausland den entsprechenden Betrag in der jeweiligen Währung.

Nr. 9 · 1934

September

15. Jahrgang



## Inhalt:

	Seite
Reichspräsident Generalfeldmarschall Paul v. Hindenburg †	229
Die um der Sünde willen bleibende Herrschaft des Gesetzes . . .	229
Das Ende aller Religion . . . . .	234
Die Stimme der russischen Brüder . . . . .	237
Mit dem Evangelium in der weiten Welt . . . . .	241
An Gottes Hand . . . . .	251
Einer neuen Heimat entgegen . . . . .	253
Gottes Werk unter den Ukrainern . . . . .	256
Die Bibel in der Großstadt . . . . .	258

Copyright by Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode a. Harz.  
Alle Rechte vorbehalten.

Missionsbund „Licht im Osten“ (Ostmission)  
Wernigerode a. Harz

Unsere **Postcheckkonten** lauten:

für **Deutschland**: Berlin 633 26 „Licht im Osten“, Missionsbund für Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens  
E. D., Wernigerode a. S.

für die **Schweiz**: Nr. III 42 69 Bern, Missionsbund „Licht im Osten“, Bern.

für **Holland**: Giro 166 821 „Licht in't Oosten“, Zendingbond tot Verbreiding van het Evangelie onder de Volkeren van het Oosten.

Penningmeester **G. Streithorst**, Weesp, Buitenveer 56.

## Zwei wichtige Neuheiten

Zimmer wieder sind wir im Laufe der letzten Jahre brieflich und bei den Vortragstreffen gefragt worden, ob der Missionsbund nicht

### Missions-Opferbüchsen

zur Verfügung stellen könne, um das allmähliche Ansammeln einer Gabe für das Werk „Licht im Osten“ zu erleichtern. Wir haben nun diesem Wunsche Raum gegeben und handliche, geschmackvolle Büchsen mit künstlerischem Aufdruck herstellen lassen, die wir unseren Freunden auf Wunsch gern übersenden. Die gefüllten Büchsen sind dann jeweils an unsere Geschäftsstelle nach **Wernigerode** zu senden, die dann auf Wunsch eine neue Büchse sendet. Wir bitten, von dieser Gelegenheit reichlich Gebrauch zu machen.

Für das kommende Jahr bietet sich schon jetzt ein Begleiter unseren Freunden an, und zwar in Gestalt eines Quatzenkalenders unter dem Titel

### Dein-Reich- komme-Kalender für das Jahr 1935

Der Kalender enthält 24 Blatt mit je einem künstlerischen Bild von Hilde Barlow u. a. und einem Wort von Jakob Kroeger, das unter einem biblischen Leitwort steht. Die Blätter ergeben zusammen je **eine Bild- und eine Schriftspostkarte**. Ein herrliches, wertvolles Geschenk, eine Quelle der Freude für ein ganzes Jahr!  
**Preis etwa 2,40 RM.** Wir bitten schon jetzt um Vorausbestellungen.

**Missionsbund „Licht im Osten“ Wernigerode (am Harz)**

## Schweigende Not

Ein Blick in den Leidensweg des russischen Volkes. Von **C. Martens**. 62 Seiten. Preis kartoniert 0,75 RM.

**U n s e r e m I n h a l t:** Das wahre Gesicht der Volksvertretung. Die GPU, der Schrecken der Bevölkerung. Das Gefängnis der GPU. Der Kampf um Gott. Die Front des Glaubens.

**Verfandbuchhdl. „Licht im Osten“ Wernigerode a. S.**

Das Buch der deutschen Weltmission. (Erklärung des Deutschen Evangelischen Missionsrates auf der 17. Kontinentalen Missionskonferenz Bremen 1934.) An der Mission scheitern sich die Völker! Die evangelische Weltmission — ein Tatbeweis für alle, die sehen und hören wollen. Mission ist Frontkampf, Entscheidungskampf. Mission dient der Erneuerung der Heimatkirche, führt zum Verständnis und zur Lösung der beim Neuaufbau der Deutschen Evangelischen Kirche brennenden Fragen.

Das im Verlag von Leopold Klotz, Gotha, vorbereitete Buch der deutschen Weltmission in Verbindung mit den evangelischen Missionsgesellschaften, herausgegeben von Prof. Dr. Julius Nicker, wird unter Mitarbeit von 60 führenden Missionsmännern Deutschlands und bekannten Missionaren aus allen Erdteilen das erste Gesamtbild deutscher evangelischer Missionsarbeit seit dem Weltkrieg geben. — Es führt hinein in die Fragen der Fremdenmission und auf das weltweite Arbeitsfeld deutscher evangelischer Missionsarbeit in Westafrika, Südwestafrika, Südafrika, Ostafrika, in der Welt des Islam, in Indien, China, Niederländisch-Indien, auf den Inseln der Südsee und in Amerika.

Der oft seit Generationen geleistete Dienst der evangelischen Mission an den Völkern der Erde und die in unserer Zeiten- und Weltende in überwältigender Fülle hereinbrechenden Auseinandersetzungen lassen in diesem Buch die besondere Aufgabe der deutschen evangelischen Weltmission erkennen, in der Mitwirkung beim Bestehen der eingeborenen Kirchen, bei der Erziehung zur Führerschaft, bei der Erhaltung und Förderung des Missionsstudiums, in der Erforschung der oft erst durch die Arbeit der Missionare Christenlehre merkwürdigen Dialekte und Sprachen und in der selbstlosen Arbeit der ärztlichen Mission.

Dreiwende Fragen, deren Beantwortung in diesem Buch bahnbrechend sein möchte und als Antwort der Mission von der Heimat gehört werden sollte, sind: Kasienfrage in der Mission, Kultur und Mission in Afrika, Volksgemeinschaft durch Sippen- und Stammesgemeinschaft, Begegnung mit der afrikanischen Kultur, Weltwirtschaft und Weltmission, Mission und Politik. Die vaterländische und wirtschaftliche Bedeutung der Mission wird in diesem Buch gerade in dem Augenblick der Öffentlichkeit vor Augen geführt, da das Weltbewußtsein zu erwachen scheint und die Zukunft des deutschen Kolonialbesitzes die führenden Staatsmänner beschäftigt.

Die Mission ist Weltkenntnis- und Weltbegegnung der Kirche. Gerade in der heutigen Zeit heifer kirchlicher Kämpfe ist dieses große Tatzeugnis von der Glaubenskraft unserer Väter für die Kirche unserer Tage ein heiliges Erbe, an dessen Erhaltung, Pflege und Wehrung sich unsere Jugend vor der Welt und Nachwelt ausweisen muß.

Somit ist der Dienst groß, den dieses in Kürze erscheinende Buch der deutschen Weltmission leisten kann.

#### Der Deutsche Evangelische Missionsrat:

D. S. Vauvert, Missionsdirektor, Harau; Dr. Karl Hartenstein, Missionsdirektor, Basel; Prof. Dr. D. Jomels, Missionsdirektor, Leipzig; Dr. Christian Köpfer, Missionsdirektor, Neudorf; Dr. Siegfried Knaf, Missionsdirektor, Berlin; Dr. Theodor Dreßler, Pfarrer, Heidelberg; D. Julius Nicker, D. D., Universitätsprofessor, Berlin; D. Martin Schult, Universitätsprofessor, Tübingen; Ehr. Schomercus, Missionsdirektor, Hermannstadt.

Nachwort der Christenleitung: Auch wir begrüßen die Herausgabe dieses Buches, das im Leopold Klotz Verlag, Gotha, im Umfang von etwa 320 Seiten mit etwa 100 Bildern noch in diesem Sommer erscheinen soll. Das Buch, das auch eine Selbstdarstellung der einzelnen Missionsgesellschaften bietet und 20 Berichte aus Arbeitsfeldern bringt, zeigt den besonders Friedensdienst und die ungenügende Opfer bringende treue Arbeit der evangelischen Weltmission. Die Beschaffung des Buches wird durch die Bestellung zum Vorzugspreis von 6,- RM bis zum Tage des Erscheinens erleichtert. Unsere Leser richten ihre Bestellung am besten an

Verlagsbuchhandlung „Licht im Osten“, Wernigerode am Harz.

---

Aus Jerusalem bestätigen wir mit herzlichem Dank von N. N. 1,— L durch Brief erhalten zu haben!

---

In dieser Zeit, da Deutschland von starkem, politischem Leben erfüllt ist, werden auch Weltanschauungs- und Religionsfragen in neuer Weise lebendig und nötigen und zur Auseinandersetzung und Stellungnahme. Da heißt es, seinen Standort finden, wenn man bestehen will. Wir Menschen evangelischen Glaubens wissen und bekennen, daß Christus und er allein der Angelpunkt der Weltgeschichte und Träger unsers Lebens ist. Dies unsere im zeitigen Kampf stehende weibliche Jugend sehen und ergreifen zu lehren, ist das Anliegen der

#### Wibelschule Berlin-Lichterfelde,

Kindereinkaltee 27. Gleichzeitig will sie in zweijährigem Wibelfortus mit Abkürzung zu evangelischem Gemeinde- und Missionsdienst aller Art dabei und draußen rufen. Benährte Lehrkräfte wirken in Einheit des Geistes an diesem Ziel. Ein schönes Haus und großer Waldgarten bieten Gelegenheit zu gesundem Gemeindeleben ebenso wie zu Stille und Sammlung. Frauen aus dem Berufsleben und Bräute werden gern zu kurzem Aufenthalt in Haus- und Unterrichtsgemeinschaft aufgenommen. Kursusbeginn Anfang Oktober. Prospekte wolle man durch die Leitung erbitten.

---

Die Württembergische Wibelschule, Stuttgart-Bad Cannstadt, hat auch im Dritten Reich ihren Dienst auftrag ausführen dürfen. Wieder füllte sich im Oktober 1933 das Haus mit Schülerinnen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, die von den unvergänglichen Quellen des Wortes Gottes zu Leben und Aufgabe die Nahrung empfangen wollten. Das Bestreben der Schule ist dahin gerichtet, die Töchter tiefer einzuführen ins göttliche Wort aus der Überzeugung heraus, daß Menschen, die in der Schrift wurzeln, für Staat und Kirche brauchbar sind. Für dieses Ziel setzen sich sämtliche Lehrkräfte der Schule in treuer Hingabe ein. Auch unter den diesjährigen Schülerinnen sind wieder vier Töchter, die sich der äußeren Mission zur Verfügung gestellt haben und sich auf die Ausübung vorbereiten. Andere wollen, wo immer der Herr sie hinruft, in der Heimat dienen. Mehrere Bräute von Predigern dürfen künftig an der Seite ihrer Männer Reichsgottesarbeit tun. — Im Oktober d. J. beginnt, so Gott will, der neue Kursus. Prospekte stehen zur Verfügung.

Der Anzeigenpreis beträgt für die  
5-gelbaltene Millimeterzeile (22 mm  
breit) pro Millimeter 7,5 Pfg. Rabatt  
nach Tar. D. N. II. W. 1984 : 17000

# Anzeigen

Ang. - Annahme : Ang. - Verwaltung  
Bäcker & Sarr W. m. b. H., Siegen  
I. B. Tel. 4715. Wofisch, AdN 959 61  
Ang. - Leiter : Emil Bäcker, Siegen

Pflegt edle Musik!  
HORN-Dreiklang-  
**Harmoniums**  
120.- RM und 220.- RM  
Katalog 66 umsonst  
Gebrauchte billig  
M. App. sof. spielbar  
Fabrik Eisenberg/Thür.

Dauerndes  
Inserieren  
verbürgt  
Erfolg!

## Erholungsheim „Gottesgabe“

Wernigerode a. H.  
Am großen Bleek 36

Herrliche Lage. — Behagliche  
Inneneinrichtung. — Freund-  
liche Bedienung. — Gute Ver-  
pfllegung. — Tagespreis  
von 3,50 RM bis 5,00 RM.  
Illustrierter Prop. kostenlos.

Missionsbund  
„Licht im Osten“  
Wernigerode a. H.

Neu! Postkarten  
mit Gedichten von  
**S. Kroeker**

Glaubensahnung  
Fließendes Del  
Tiefe Furchen  
Heiliges Ringen  
Mit Gott allein  
Des Glaubens Flehn  
Seine Hilfe!

Früher erschienen:  
Samariterdienst  
Kennst du die Warte?  
Halte stille!

Alle Karten sind in schönem  
Vierfarbendruck ausge-  
führt. Preis jeder Karte 10 Pf.

Verandbuchhandlung  
„Licht im Osten“  
Wernigerode (a. Harz)



Für den Herrn!

### Herren-Einshemd

rein weiß oder mit  
farbig gemustertem  
Zefir-Katoline-  
Brusteinlage, weiß ge-  
bleicht, feinfädige,  
dichtmakrige Qualität  
infolge der dehnbaren  
Nähenbildung sehr  
elastisch, daher an-  
genehm im  
Tragen, per  
Stück nur **1.75**

### Gutes Festtags-Herrenhemd

wie Abbildung, fein gemustert, aus gutem  
Copeitine, indanthrenfarbig, schön gestreifte  
Küstung, überall  
tragbar, richtige Größe, mit Kragen und  
Klappmanschetten per Stück nur **3.25**  
(Bitte Halsweite angeben!)

**Garantie: Umtausch oder Geld zurück!**

Verlangen Sie heute noch kostenlose Zusendung  
unserer neuen illustrierten Preisliste.

Textil-Manufaktur Haagen

**Wilhelm Schöpflin**  
Haagen 272 (Baden)

Der Verkauf von christlichen Büchern und Broschüren bringt  
noch immer lohnenden Verdienst. Haben Sie die Gabe des guten  
Anpreisens, dann werden Sie sich als

## Kolporteur

bei der Paulus-Gesellschaft zur Verbreitung lebendigen  
Christentums, Berlin - Karlshorst, Karl - Egonstr. 11 a.

## Inserieren Sie planmäßig und zielbewußt

Holen Sie vorher unsern Rat ein! Man adressiere:  
Anzeigen-Verwaltg. Bäcker & Sarr GmbH, Siegen I. W., Am Bahnhof 8

## Oeffentlicher Dank!

Ich litt an einem schweren  
**Rückenmarks-Nervenleiden**  
mit vollständiger Lähmung der Beine und konnte  
nirgends Hilfe haben. Endlich wandte ich mich an die  
Pyrmoor-Heilanstalt in München und wurde zu meiner  
größten Freude völlig geheilt, so daß ich meinem Berufe  
nachgehen und heiraten konnte.

Auch unser Töchterchen, das ein sehr schwaches Kind  
war und lange nicht gehen konnte, lernte alsbald nach An-  
wendung der Pyrmoor-Kur das Gehen, so daß wir Eltern  
überglücklich über diese glänzenden Erfolge und. Ich  
kann daher die Pyrmoor-Kur mit bestem Gewissen allen  
ähnlich Leidenden empfehlen.

Kleinsteindach, 14. 5. 34. **Wilhelm Raag, Former.**

Auskun u. kostenlos durch Pyrmoor-Naturheil-Anstalt,  
München, P. 351 Münzstr. 9. Seit 25 Jahren anerkannte  
Erfolge d. Revon-Nervenmarksleid., Schlaganfall, Lähmung,  
Trampfanfällen, Gliederersch. Neuritis etc. u. Gelenkgicht.  
Hunderte Anerkennungen und Dankschreiben Geheilte.

# Unser Reichspräsident Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg †

Ich habe nichts anderes getan, als die Gaben angewendet, die Gott mir gegeben, und das war meine Pflicht. Zu rühmen und zu preisen ist nur Gottes Gnade. Paul von Hindenburg.

## Die um der Sünde willen bleibende Herrschaft des Gesetzes.

Von Pastor Hc. Th. Brandt<sup>1)</sup>.

„Was wollen wir denn nun sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber die Sünde erkannte ich nicht, ohne durchs Gesetz. Denn ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: Laß dich nicht gelüsten.“

Da nahm aber die Sünde Ursache am Gebot und erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde tot.

Ich aber lebte weiland ohne Gesetz. Da aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig.

Ich aber starb, und es befand sich, daß das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war.

Denn die Sünde nahm Ursache am Gebot und betrog mich und tötete mich durch dasselbige Gebot.

Das Gesetz ist ja heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut.

Ist denn, das da gut ist, mir ein Tod geworden? Das sei ferne! Aber die Sünde, auf daß sie erscheine, wie sie Sünde ist, hat sie mir durch das Gute den Tod gewirkt, auf daß die Sünde würde überaus sündig durchs Gebot.

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten auf der 12. Glaubens- und Missionskonferenz in Bernigerode am 29. 6. 1934.

Denn wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; ich bin aber fleischlich, unter die Sünde verkauft.

Denn ich weiß nicht, was ich tue; was ich tue, was ich will, sondern das ich hasse, das tue ich.

So ich aber das tue, das ich nicht will, so gebe ich zu, daß das Gesetz gut sei.

So tue nun ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnet.

Den ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleisch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht.

Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.

So ich aber tue, das ich nicht will, so tue ich dasselbige nicht sondern die Sünde, die in mir wohnet.

So finde ich mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute tun, daß mir das Böse anhanget.

Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen.

Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte, und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern."

Röm. 7, 7—23.

Zwei ernste Fragen bewegen den Apostel in unserem Abschnitt: Ohne das Gesetz lebte ich ohne Sünde, ja ich war „lebendig ohne das Gesetz“ und die Sünde war tot. Wie ist dieser schier paradiesische Zustand möglich? Und dann zum anderen: Ist das Gesetz, das nun die Sünde erweckte und an dem ich mich zu Lode reibe, ist es nicht selbst Sünde?

Die zweite Frage lehnt Paulus mit aller Entschiedenheit ab. Niemals ist das von Gott offenbarte Gesetz Sünde. Menschliche Gesetze können Sünde sein und das Leben, die Geschichte der Völker verkrüppeln. Gottes Gabe ist aber nie in sich Sünde. Wohl aber ist der Mensch fähig, Sünde daraus zu machen. Denn am Rein Gottes entsteht unser Trotz, am Verbot erwächst die Lust, die Frucht dennoch zu genießen. Unerträglich erscheint es den ersten Menschen, daß Gott ihnen eine Grenze weist. Sie wollen durchaus sein wie Gott. Es ist der unheimliche Drang in uns, unter keinen Umständen benachteiligt sein zu wollen, und ja nicht mit irgendwelchen Fähigkeiten zu kurz zu kommen. Ich wage also den Schritt — ist nicht das Leben überhaupt ein Wagnis? Und die Antwort? „Ich aber starb“!! Und als die Augen aufgetan wurden, da erkannten sie, daß sie nackt waren. Das ist die herbste Enttäuschung. Statt der Zerbrechung des Gesetzes folgt der Tod, statt der erträumten Freiheit die Knechtschaft unter dem Gesetz. Die Geschichte des Sündenfalls ist der Ursfall der Menschheit, d. h. etwas, was nicht nur einmal und für alle begründend geschah, sondern was sich immer wieder im Leben des einzelnen Menschen abspielt. Das ist unsere ureigenste Geschichte und es ist die Geschichte der Völker.

Was aber ist es um das Leben ohne das Gesetz? Wir dürfen an neutestamentliche Parallelen denken, wenn Jesus von den Gefunden spricht, die des Arztes nicht bedürfen, und den 99 Gerechten, die der

Buße nicht bedürfen. Gerade sie sind die Sehenden, die wirklich blind sind (Joh. 9, 39). Es ist der Mensch, der sich in sich selbst bespiegelt, der heute die Lehre von der Erbsünde verwirft und auf sein Blut vertraut und in Freiheit zu leben glaubt, weil er sich nicht kennt. Der meint, über sich selbst zu verfügen und nicht sieht, daß ihm Gott den Lebensraum nach seinem gnädigen Willen gegeben hat. Als der aber, der die ihm gesetzten Grenzen überschreitet, erlebt er erst recht die Selbsttäuschung. Des Lebens Glanz ist dahin. „Die Sünde, auf daß sie erscheine, d. h. auf daß ans Licht komme, daß sie Sünde ist, ist sie durch das gute, heilige Gesetz Gottes überaus sündig geworden.“

Ich habe dein Gesetz nie übertreten, das habe ich alles gehalten von Jugend an, ich bin satt und bedarf nichts — so schlagen die Bekenntnisse des selbstgerechten Menschen an unser Ohr. Und weist nicht, daß du bist jämmerlich, arm, blind und bloß — das ist die Antwort Gottes. Dazu also muß das Gesetz des Vaterhauses erst in Erscheinung treten, daß es mir zum Tode werde; es macht dem angeblichen Kindsfin ein Ende.

Nicht der Mensch an sich, der dahinträumt, ist ein Gegner des Gesetzes, sondern der von diesem Gesetz Berührte, von Gott beleuchtete. Und dieses Gesetz besteht nicht nur in den Forderungen der 10 Gebote. Es ist das Gebot, der gesamte Wille Gottes, der mir in den Weg tritt und meinen furchtbaren Widerstand erweckt. Ja, es kann sogar sein, daß die überschwengliche Gnade des Vaters für den verlorenen Sohn das ganze Evangelium ist und zugleich dem älteren Bruder zum Gesetz wird, d. h., daß sie ihm sein Fernsein vom Vaterhaus in unwiderleglicher Weise enthüllt. An dieser Stelle, wo der Vater zum zweitenmal am Tag der Gnade die Hand ausstreckt und dem älteren Sohn zuruft: Alles was mein ist, ist dein, — an dieser Stelle wird deutlich, daß um der Sünde willen der Wille Gottes Gesetz bleiben muß, damit niemand meine, er lebe, er diene Gott, er tue recht und scheue niemand, Gott könne mit ihm ganz zufrieden sein. Das ist also der Wille Gottes, uns durch sein Gesetz in den Tod aller Religion, aller religiösen Stimmungen zu führen, ja aller Meinungen, wir hätten doch einen guten Kern in uns und seien im Grunde in Ordnung.

Aber gilt das alles nicht nur für den Menschen der Vergangenheit, des Gesetzes? Wird nicht der neue Mensch durch die Befehrung in einen anderen Zustand versetzt? Diese Frage entsteht mit allem Ernst am folgenden Abschnitt. Wer ist das „Ich“, das hier redet? So hat man seit Jahrhunderten gefragt. Spricht hier der alte oder der neue Paulus, der Mensch überhaupt oder der Jude vor dem Gesetz, oder der Christ in irgendeiner Schwankung seines inneren Lebens?

Vielleicht haben wir in Vers 17 zu lesen: „Ich weiß zwar, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin fleischlich.“ Wer aber weiß das? Nicht der fleischliche Mensch, denn er kann das weder von sich, noch vom Gesetz bekennen. Hier redet schon einer, der unter dem Angriff Gottes steht. Vom Verkaufsein unter die Sünde, von jener unentrinnbaren Gefangenschaft weiß der harmlose, religiöse Mensch nichts

zu sagen. Hier ist eine Bedrängnis eingetreten, die vorher nicht vorhanden war. Hier bekennt der Mensch nach dem Fall, der Mensch, der starb, und diesen Menschen beschreibt nun Paulus in einer fortschreitenden Reihe von Sätzen, den Menschen, der mit letzter Kraft gegen die Stäbe seines Sitters schlägt.

Dem Wissen von Vers 19 steht das Nichtwissen des folgenden Verses gegenüber: Ich weiß nicht, was ich tue, denn es ist die Sünde wie ein immer neuer, sich wiederholender Überfall. Ich will sie nicht tun, ich tue sie also unwissend. Sie ist da, wie ein Pfeil, der plötzlich losgeht, wie ein Gedanke, der ungewollt durch das Gehirn schießt, wie das Blut, das jäh aufwallt. Wie oft sagen wir zu unserer Entschuldigung: Ich habe es aber wirklich nicht gewollt, ich bin ganz unschuldig. Es ist wie eine Krankheit, die mich überkommt, und ich kann keinen Grund dafür finden. Und sehe ich die von mir vollbrachte Tat an, dann muß ich noch in härterer Form feststellen: Ich tue, was ich hasse, ich habe nicht nur nicht gewollt, sondern es widerspricht meinen sämtlichen Grundsätzen. Ich kann mich nachträglich, ach leider nur nachträglich, lediglich mit dem Gefühl des tiefen Hasses von meiner Tat scheiden. Ich habe getan, was ich nie und nimmer für möglich gehalten hätte, und ich will nicht einmal in Gedanken damit zu tun haben.

Wenn es aber so ist, dann gebe ich mit dieser Entrüstung zu, daß das Gesetz heilig und gut sei. Ich beuge mich, wiewohl leider erst nach der Tat, aber ich beuge mich unter dem ehernen: Du sollst nicht einen anderen Gott haben, einen Mord begehen, eine Ehe brechen, ein fremdes Gut begehren. Wer eine Tat so klar und ganz verwirft, erkennt das Gesetz an, das sie verurteilt. Er bekennt: Hier habe ich eine heilige Norm übertreten und bin schuldig geworden, es ist etwas geschehen, was nie geschehen durfte. Ich bin also mit meinem Urteil gegen mich selbst mit dem Gesetz Gottes völlig eins. Ich lege gegen den Urteilspruch Gottes keinerlei Revision ein. Ich bin überrannt worden, ich habe mich verleiten lassen, ich habe aber nichts mehr zu diesem furchtbaren Tatbestand zu sagen.

Wer spricht, so müssen wir wieder fragen, so radikal? Wer unterläßt so jede Entschuldigung? Der natürliche Mensch wehrt sich bis aufs Messer, er hat immer noch Gründe. Hier aber vollzieht sich die Beichte des Menschen, den Gott selbst überzeugte, daß er die Schlacht verloren hat, und daß ihm alle Gründe aus den Händen geschlagen sind. Oder ist es doch eine Entschuldigung, wenn der Apostel fortfährt: „Nicht ich, sondern die in mir wohnende Sünde hat die Tat vollbracht?“ Nicht ich, ich stimme ja dem Gesetz Gottes zu. Aber die Sünde, die da hasset, was Gottes ist, die den Kampf entschied, ehe ich es völlig ahnte, diese Sünde wohnt in mir. Gerade dieser Satz will mit voller Schärfe bekennen, daß es sich nicht um einen sündigen Teil in mir handelt, um einige zerissene Saiten. Alles was der Idealismus und die Rassenideologie Gutes in dem Menschen finden, wird durch das eine Wort vom Fleisch zerschanden gemacht. Nichts Gutes ist in mir, ich brauche mir also die Sünde nicht erst zu erwerben, denn ich



finde sie schon vor. Da steht der Mensch aller Entschuldigung bar vor Gott. Denn was ist ein Gutes, das nur ideal, nur ein Streben bleibt und nicht zum Vollbringen durchkommt!

Und wiederum, so kann nur der reden, der sich selbst ganz aufgeben und das letzte Gewand weglegen kann, weil er schon ein anderes Gewand gefunden hat und jenseits des Zwiespalts steht, der zwischen Wollen und Vollbringen in voller Größe aufgebrochen ist. Wer mit solcher Rücksichtslosigkeit sein Ungenügen, ja seinen vollständigen Bankrott anmeldet, muß sich klar darüber werden, ob er hier von einem Schicksal, von einem unentrinnbaren Menschenlos, oder von einer persönlichen Schuld spricht.

Es ist im höchsten Maße bezeichnend, daß Paulus hier nicht das Lied vom freien Willen anstimmt. Entgegen seinem eigenen Willen weiß er sich in eine schreckliche Kurve hineingerissen. Und so zieht er den letzten Schluß und deckt die Tiefe der furchtbaren Schlacht auf, wenn er von den beiden Zentralen spricht (Vers 21—23), in denen sich sein Menschtum zerreibt und widerspricht. Es kämpft der inwendige Mensch, der Lust hat am Gesetz des Herrn, mit dem Menschen der Leidenschaft, des Fleisches und des Todes. Noch einmal taucht hier die Frage auf: Soll das ein Durchgang sein, eine Erkenntnis des neu werdenden Menschen, der nur einmal das erlebt, aber dann bekennen darf: Dank sei Gott, der mich aus diesem Todesdunkel herausgerettet hat?

Hier ist die Frage, die die Gemeinde Jesu in den letzten 50 Jahren mit tiefem Ernst bewegt hat: Ist die Befehrung und Rechtfertigung ein einmaliger Akt, dem dann der Mensch der Heiligung in harmonischer Gestaltung seines Lebens folgt? Augustin und die Reformatoren haben anders darüber gedacht. Der Mensch bleibt, was er ist, d. h. ein Sünder bis zuletzt. Er wird im Gegenteil in der Zucht des Geistes immer ärmer, immer heilandsbedürftiger. Es gehen also beide Sätze fehl, die besagen, der Christ werde immer besser in der Heiligung oder er bleibt wie er ist in der täglichen Befehrung. Diese Heiligung würde uns sicher machen, und jene Befehrung zur Verzweiflung bringen. Römer 7 sagt uns ein Drittes, völlig anderes! Es beschreibt den Menschen, der von der wirkenden, rettenden Gnade aus Schritt für Schritt sieht, daß er nach Gottes heiliger Führung von sich selbst aus keinen einzigen Schritt weiterkommt. Wir wissen um den unheilbaren Riß zwischen Fleisch und Geist und bekennen darum, daß um dieser Sünde willen das Gesetz Gottes uns unseren Widerstreit dauernd vor die Augen halten muß. Denn gerade in diesem Kampf, der immer schwerer wird, in diesem Fleisch, das immer seinen Widerstand gegen Gott behält, innerhalb dieses Gesetzes, das bis zuletzt gegen mich spricht, triumphiert die Gnade, verherrlicht sie Christus als unseren Heiland. Er richtet sein Werk aus nicht an allmählich besser werdenden Menschen, die ihn schließlich nur noch zur Not gebrauchen. Aber er handelt an Sündern, bei denen Er königlich herrscht. Er ist der Heiland nicht der allmäh-

lich weniger Disharmonischen, sondern bei denen, die bis zuletzt nichts vollbringen können, sobald sie auf sich sehen. Er wandelt auch nicht unsere Natur in eine geistliche Wesenheit um, sondern Er regiert über solche, die sich selbst hassen und die das Gesetz über sich bejahen in heiliger Scheu, weil sie bis zum Ende ihres Lebens beim Zöllner stehen geblieben sind.

Was aber Christus dennoch in uns wandelt zu einer neuen Schöpfung, zur Gestaltung in sein Bild, in die Kraft seines Sterbens und Auferstehens — das geschieht im Glauben und nicht im Schauen, im verborgenen Sein und nicht in unserm Wägen und Messen, im Haben, als hätten wir nicht. Das ist nie so, als könnten wir es als einen Raub in unseren Händen halten.

Darum ist Römer 7 der Lobpreis, das „Dank sei Gott“ derer, die um diesen Heiland der Sünder nie herumkönnen, die ihn das der Tiefe her anrufen und sein Lob singen, weil sie nun ganz und gar von sich wegsehen und auf diesen Christus blicken dürfen:

Ich auch auf der tiefsten Stufen,  
ich will glauben, reden, rufen,  
ob ich schon noch Pilgrim bin:  
Jesus Christus herrscht als König,  
alles sei Ihm untertänig;  
Chret, lobet, liebet Ihn!

## Das Ende aller Religion.

Von Pastor Lic. Hans Brandenburg, Berlin-Lichtenrade<sup>1)</sup>.

Die religiöse Frage ist so alt wie die Menschheit, und sie reicht so weit über die Erde als Menschen auf ihr wohnen. Oft ist ihr der Tod verheißen worden, und immer wieder erleben wir elementare Durchbrüche. Auch in der Gegenwart. In unserem deutschen Volk werden neue Religionsströmungen sichtbar, und hie und da wird eine religiöse Erregbarkeit handgreiflich spürbar.

Was ist Religion? Ein unerklärbarer Hunger im Menschen sucht Stillung und findet in der sichtbaren Welt nichts, was ihn satt macht. So ringt der Mensch darnach, mit der Ewigkeit in Verbindung zu kommen und mit der Gottheit, die er nur ahnt, Gemeinschaft zu finden. Das breite Feld der Religionsgeschichte zeigt mit überraschender Buntheit, wieviel Wege der Mensch in seinem religiösen Ringen beschreitet; vom Heidentum der Schamanen Sibiriens, von der Zauberfunst eines Simon Magnus bis zu den höchsten ethischen Systeme-

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz ist eine Bearbeitung eines der Leitgedanken aus den Vorträgen des Verfassers bei der 12. Glaubens- und Missionskonferenz in Wernigerode.

men der Religionsphilosophen unserer Tage. Aber mag äußerlich alle Religion in ihrer Gestaltung noch so buntschellig sein, letztlich hat sie doch nur das eine Thema: wie erhebe ich mich von der Erde zu Gott? Der animistische Neger opfert den Geistern, der Konfuzianer beugt sich in Ehrfurcht vor dem Grab seiner Ahnen, der Indier sucht nach neuen Weihen, der Jesuit trainiert seinen Willen, der Anthroposoph bemüht sich um Erkenntnis höherer Welten, der Mystiker sucht die Ekstase, der Religionsphilosoph spekuliert über göttliche Geheimnisse. Aber alle diese suchen über ihr Menschentum hinauszugehen, oder ihre vorhandenen menschlichen Kräfte zu übersteigern und zu überhöhen, um an das Geheimnis Gottes zu kommen.

Das religiöse Bemühen der Menschen ist ehrfurchtgebietend. Als Paulus auf dem Areopag stand, um den Griechen die Christusbotschaft zu sagen, begann er mit einer Anerkennung griechischer Religiosität: „Ich sehe, daß ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet.“ Der Altar mit der Inschrift: „Dem unbekanntem Gott“ war ihm ein Zeichen dafür, daß der Menscheng Geist wohl bis zur Ahnung Gottes vordringen könne. Und Friedrich der Große sagte einst, als man ihn einen Atheisten schalt: „Ich kenne Gott nicht, aber ich verehere ihn.“

All dieses religiöse Suchen ist freilich „artgemäß“. Insofern hat der Führer der „Deutschen Glaubensbewegung“, Prof. Hauer, durchaus recht, wenn er von religiösen Urphänomenen im Menschen spricht, dessen Gestaltung abhängig ist von Rasse und Blut. Wie der Neger sich andere Hütten baut als der Chinese, so haben auch seine Tempel andere Formen, und der gotische Dom ist nicht auf der russischen Ebene gebaut worden. Das englische geistliche Lied hat einen anderen Ton als der deutsche Choral. Die Ausdrucksform religiöser Sehnsucht ist abhängig vom Lebensstil, vom Rhythmus eines Volkes und seiner Rasse. Man wird auf einem Lindenbaum keine Eichen suchen dürfen und von einem Apfelbaum keine Kirschen ernten können. So denkt, philosophiert, singt und leidet ein Deutscher anders als ein Chinese. Es ist unbestreitbar: Religion ist artgemäß!

In einem gewissen Alter — etwa in der Obersekunda — ist die Diskussion beliebt: welche Religion ist die rechte? Woher nimmt das Christentum den Anspruch, die einzig wahre Religion zu sein? Lessings Parabel von den drei Ringen, die der Vater seinen Söhnen auf dem Sterbebett gab, ohne ihnen zu verraten, welcher von den dreien der echte sei, scheint dem jungen Problematiker die einzig mögliche Antwort. Und doch ist die Frage: welche Religion ist die richtige? einfach falsch gestellt. Wir dürfen nur von der Religion nicht mehr verlangen, als sie zu geben vermag. Jede wahre Religion ist Ausdruck der Gottessehnsucht, und wenn sie dieser Sehnsucht ehrlich Ausdruck gibt, so ist jede Kritik unrecht. Warum soll nicht der Batak anders nach Gott rufen als der Indianer?

Freilich kann man aber auch antworten: jede Religion ist falsch! denn sie verspricht, was sie nicht halten kann. Religion ist das Heimweh der Menschenseele, aber damit ist sie noch nicht Wegweiser nach

Hause, oder gar Ausdruck für das Nachhausegekommensein. Religion ist der sehnde Seufzer des verlorenen Sohnes, aber noch nicht seine Heimkehr. Sie ist der Schrei aus der Tiefe, aber nicht die Antwort Gottes.

Religion ist Tat des Menschen. Ob der Mystiker sich sinnend vertieft, oder der Pharisäer seine guten Werke anschaut, — immer ist der Blick auf das gerichtet, was der Mensch tut. Gibt es etwas, was größer ist als Religion? „Christus ist des Gesetzes Ende.“ Wie der Gesetzesdienst des Pharisäers sein Ende findet am Kreuz Christi, so erleben alle Religionen der Menschheit ihre Erfüllung und darum ihr Ziel und Ende in Christus. So ist Christus das Ende aller Religion. Er bringt uns Menschen die Antwort des Vaters, und an der Brust des Erbarmers verstummt das Seufzen des Verlorenen. Jetzt kam er heim. „Wer zu Mir kommt, den wird nicht hungern. Wer an Mich glaubt, den wird nicht dürsten.“

„Christliche Religion“ gibt es gar nicht! Denn Religion kommt aus quälender Gottesferne. Christus rettet uns aus der Gottlosigkeit. Wer „christlich“ ist, der erfuhre die Erfüllung in Christus und kam zum Frieden. Nie hat Christus daran gedacht, eine Religion zu bringen, denn Er ist die Antwort auf alle Religionssehnsucht der Menschen. So sehr „Religion“ artgemäß ist, weil sie Ausdruck für das ist, was der Mensch ist und tut, so sinnlos ist die Frage nach Art und Rasse bei Christus. Darum wird Sein Wort und die Botschaft von Ihm hinausgetragen zu allen Völkern. Unter Seinem Kreuz findet der Konfuzianer ebenso wie der Fetischanbeter, der „christliche“ Ethiker ebenso wie der Philosoph das erlösende Wirken Gottes. Jesus verachtet die Religiösen unserer Tage nicht. Gerade ihnen gilt das Wort: „Wen dürstet, der komme zu Mir und trinke!“ Er ist Weg, Wahrheit und Leben. In Ihm versöhnte Gott die Welt mit sich selber. In Ihm wird offenbar, daß Gottes erlösende Liebe allen Völkern gleich gilt. Darum ziehen seit 2000 Jahren Apostel und Missionare mit der Christusbotschaft über die Erde und erleben unter allen Völkern bei allen Rassen die erneuernde Kraft der Botschaft Christi.

Religion und Religionsbestrebungen gibt es heute bei uns viele. Ist damit aber schon der Blick für Christus wach geworden? Wo die Religion aufhört, beginnt der Glaube, das dankbare Zustimmung zu dem befreienden Gotteswort, das in Christus zu uns spricht. Dann wird unsere Sehnsucht Erfüllung. Jesus ist das große Licht der Welt. Geht Er als Lebenssonne auf, so haben die vielen kleinen Lichtlein menschlicher Religiosität keine Leuchtkraft mehr. Der Hochmut des Pharisäers, die Weisheit des Griechen, der Stolz des Orthodoxen, die Weltfeligkeit des Liberalen, die süßen Erlebnisse des Mystikers, — sie alle verblässen im Nu, wenn Jesus in Seiner lebendigen Wirklichkeit vor uns steht. Was sollten wir da noch anderes tun als — glauben? Statt ratlos zu tasten, bekommen wir Felsengrund unter die Füße. Wir trauen Seinem unwandel-

baren Wort und rühmen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“

Christus ist aller Religionen Ende. Wer an Ihn glaubt, ist gerecht, d. h. er wird ein neuer Mensch und lebt im Frieden mit Gott.

## Die Stimme der russischen Brüder.

(Von Max Herber<sup>1)</sup>.)

Liebe Brüder und Schwestern! Ich grüße Sie alle herzlich und sage Ihnen von vielen russischen Brüdern in Christo den innigsten Dank für die Hilfe und den Trost, den jene in ihrem Kampf und schweren Leben durch die Freunde des Missionsbundes „Licht im Osten“ erhalten haben.

Wenn irgend jemand von Ihnen froh auf dieser feierlichen Konferenz ist, dann haben wir, die wir aus Rußland gekommen sind, viel mehr Grund, in dieser Freiheit glücklich und froh zu sein. Es ist kein Vergleich mit der Enge und Schwüle, in welche die Kinder Gottes dort getrieben sind.

Ich möchte ihnen etwas von der evangelischen Arbeit der gläubigen Russen sagen, die das Glück durch die Erneuerung durch Christus angenommen haben. Ich will nur die guten Seiten berühren, in denen Gottes Werk auch noch bis auf den heutigen Tag fortgeführt wird.

Viele fragen mich, ob es wahr sei, daß auch heute noch in Rußland freie Gottesdienste stattfinden. Das ist wahr. Nach den heutigen Gesetzen sind die Gottesdienste der Gläubigen noch erlaubt, aber man schließt und öffnet sie wieder, und so sind sie nicht frei, sondern mit unsäglichen Hindernissen verbunden, zudem nur sehr wenig und nur in den Hauptstädten und da, wo die Regierung noch wohlwollender ist.

Ich nahm an einer der letzten Konferenzen der Evangeliumschriften teil. Bis 1928 wurden sie noch erlaubt, wenn auch nur mit Schwierigkeiten. Zu dieser Konferenz kamen von allen Enden des Reiches über 300 Delegierte. Das war eine große Zahl, die viel Freude und Hoffnung versprach. Leider aber mußten sich die Delegierten bald davon überzeugen, daß sie an Händen und Füßen gebunden waren. Die leitenden Brüder mußten schon vor der Konferenz des Nachts zur GPU. kommen, wo man ihnen diktierte, in welchem Geiste sie die Konferenz abhalten sollten. Das alles machte man so gewandt und listig, daß man in stetem innerlichen Kampf war und nicht wußte, wie es am besten zu machen sei. Einerseits versprach man eine gewisse Freiheit, andererseits drohte man die Kon-

<sup>1)</sup> Vortrag, gehalten auf der 12. Glaubens- und Missionskonferenz des Missionsbundes „Licht im Osten“ am 1. Juli 1934.

ferenz zu schließen und alle zu verhaften. Auf der Konferenz gingen kleine Zettel von Hand zu Hand: „Sei vorsichtig!“ — „Bergiß nicht, hinten sitzt die GPU.“

Kurz vor meiner Abfahrt aus Rußland war ich in einem Ostergottesdienst, wo der Auserstandene und das neue Leben in Ihm gepredigt wurde. Der Herr segnete sein und seiner Zeugen Wort in Kraft. Als man auseinander ging, zapfte mich an der Tür der Milizionär am Rock und sagte leise: „Komm mit!“ Auf den Versammlungen, die immer bis auf den letzten Platz gefüllt waren, waren auch stets Agenten der GPU. Diese riefen zum Schluß die Miliz oder verhafteten die Redner selbst, aber ganz still, daß es niemand merkte. Man führte uns durch eine dunkle Straße. Plötzlich hört man aus einem Graben aus dem Dunkel eine Stimme: „Genosse Milizionär, schlage sie nieder, die Unholde, diese Scheusale!“ . . . Von ferne folgten uns die treuen Schwestern, die in dem Gottesdienst alles gemerkt hatten. Durch sie hat Gott es wahrscheinlich verhindert, daß das Wort „schlagt sie nieder“ ausgeführt wurde. So muß man die Gottesdienste in Rußland, auch die erlaubten, verstehen.

Wenn man heute von der Missionsarbeit in Rußland spricht, dann hat man dabei zwei Arten von Missionaren im Auge: erstens die großen Missionare, d. h. die gelehrten, die wenigstens eine Bibelschule besucht haben, die gewählten Presbyter, Leiter usw., und zweitens die kleinen, ohne besondere Vorbildung, und die noch nicht zum Prediger, Leiter usw. vorgezogen waren. Es waren einfache Brüder und Schwestern, die das Leben in Christo hatten und ein neuer Mensch in Ihm waren. Mit den ersten wurde die Regierung leicht fertig, denn sie sind groß und leicht bemerkbar, man kann sie leicht verhaften und binden. Als man aber bis zu den kleinen Missionaren kam, da war ihre Zahl so groß, daß die Gottlosen mit allen ihnen zur Verfügung gestellten Mitteln bis heute kein Ende finden konnten.

Ich lebte und arbeitete in einer Gemeinde, die 400 Mitglieder hatte. Wir mußten zwei Versammlungen bedienen. Eines Nachts verhaftet man plötzlich sechs von den großen Brüdern und denkt wahrscheinlich, daß damit jetzt alles aus sei. Sie dachten nicht daran, daß unter den treuen Jüngern Jesu noch immer der Allergrößte sei, den sie nicht zu fassen vermochten. Und Er leitet die Sache, die sie vernichten wollen.

Mit Gottes Hilfe wurden die Gottesdienste an beiden Orten weitergeführt. Dann kam der zweite, noch größere Schlag: man verhaftete zwölf Brüder und schloß den einen Versammlungsort, und nach einigen Tagen verhaftete man noch eine Gruppe tätiger Brüder und Schwestern. Jetzt schien es, sie hätten alles zerschlagen. Aber weit gefehlt. Kurz darauf versammelten sich weit hinter der Stadt achtzehn von den kleinen Missionaren und berieten die Frage, wie die Gemeindegemeinschaft weiter zu betreiben sei. Der Ordnung halber sollte man sonst neue Presbyter wählen. Gottes Wort sagt, ein Presbyter soll nicht aus den Jungen gewählt werden. Weil bei uns aber nur junge Arbeiter geblieben waren, beschloßen wir, Christus werde unser

Presbyter sein, wir anderen aber würden die Arbeit bei den Hausversammlungen unter den 350 bis 400 zerstreuten Gemeindegliedern tun, die Gefangenen besuchen und die Pakete für die Verbannten fertig machen. Von den Gefangenen bekamen wir Briefe, von denen ich noch einen in Erinnerung habe . . . Diese Briefe vervielfältigten die kleinen Missionare und lasen sie auf den kleinen Hausversammlungen vor. In einem der Briefe schreibt man uns z. B. von einem Bruder unter den Gefangenen, der alles ertragen habe, aber fest geblieben und im Glauben an den Herrn gestorben sei. Für den zweiten bittet man zu beten, damit er nicht schwach werde, jener braucht Hilfe und ein dritter freut sich, daß er durch ein Lebensmittelpaket gestärkt sei. Ein solcher Brief gibt auch ohne Predigt genug Material zur Unterhaltung, zur Arbeit, zur Ermunterung und Stärkung.

Später, als man auch aus unseren Reihen verhaftete, fragte man uns: „Wer ist bei Euch der Kassierer, wer ist Presbyter?“ „Christus“, antworteten die Brüder. Als man einen unserer Brüder auf diese Art bearbeitete, mischte sich der Untersuchungsrichter von der Seite ein und sagte: „Bei den Evangeliumsschriften und Baptisten sind alle Presbyter.“ Und wirklich, alle Fächer sind mit Akten überfüllt, Tag und Nacht arbeiten die Untersuchungsrichter in religiösen Sachen und können kein Ende finden. Die Verhaftungen aber halten an, sodaß die Hauptarbeit der in Freiheit Gebliebenen darin besteht, daß sie den leidenden Brüdern in Gefängnissen, Konzentrationslagern und freier Verbannung und deren Familien helfen. „Womit haben Sie denn geholfen, wenn überall bei Ihnen Hunger herrschte?“, werden Sie fragen. Ich sagte schon, daß ich mehr von den Orten rede, wo diese Möglichkeiten noch einigermaßen vorhanden waren, wo man noch nicht allen die Brotkarten und bürgerlichen Rechte genommen hatte.

Wir sammelten unter uns, verkauften, was möglich war, tauschten uns Brot ein, setzten Fastentage ein, um das so ersparte Brot den Hungrigen zu schicken, usw. Manchmal, wenn ich morgens auf Arbeit gehen und noch schnell vorher etwas essen wollte, sagte meine Frau zu mir: „Das Brot rühre bitte nicht an, es ist für die Kinder, wir haben unseren Teil für die Hungrigen abgegeben, das vergiß nicht!“ Wir konnten die Kinder selbstverständlich nicht vergessen und ihr Stück Brot essen, aber in schweren Minuten dachten wir immer an Gottes Verheißungen und trösteten uns damit. In solchen Tagen segnete Gott uns im Dienst. Eine ganz besondere Freude war es, als wir die ersten 11 Mark bekamen. Gleich kauften wir uns im Torgsin etwas Roggenmehl, für die Kranken Weizmehl, packten Pakete, standen auf der Post in Schlangenreihen. So hörte die Arbeit nicht auf. Gleichzeitig liefen Nachrichten ein, daß man des Nachts eine Schwester verhaftet habe, daß der Bruder V. nicht nach Hause gekommen sei usw.

Wenn Sie, liebe Zuhörer, die Worte „ist verhaftet“, „sie haben ihn genommen“ hören, dann denken Sie daran, daß sie mit viel Not, Elend und Leiden verbunden sind.

Eines Morgens eilte ich zur Familie meines Freundes. Ihn selbst hatte man in der vergangenen Nacht verhaftet. Seine Frau überreicht mir einen Zettel, den er mir hinterlassen hat: „Lieber M., mich führt Gott auf einen anderen Weg. Bete! Ich hoffe, Du bist noch in Freiheit. Laß das Werk Gottes nicht! Tu, was Du kannst, für meine verlassene Familie! Behüte Dich Gott!“ . . . Und im Bett schlafen die drei ahnungslosen Kinder. „Den Vater entführten die Onkel in roten Mützen“ erzählen sie später. Die Mutter weint. Solange die Unterjuchung stattfand, war sie stark, aber dann, als man ihn entführte, fühlte sie all das Schwere, all das Elend, welches jetzt ihrer und ihrer Kinder wartet . . . . .

Unter solchen Erlebnissen gibt es natürlich auch Freuden, denn ohne sie würde das Leben der Gläubigen ersticken.

Nach einer solchen Hausversammlung verließen ein Bruder und ich ganz leise das Haus. Auf der Straße standen alte Mütterchen, freuten sich und sprachen untereinander: „Sieh, Elias und M. gehen da wie zwei Apostel“ . . . . Als ich einst mit einem neubekehrten Bruder an einem Hause, in dem wir früher unsere öffentlichen Gottesdienste abhielten, vorbeiging, sagte er mit Freudentränen in den Augen: „Wie gut ist es, daß ich einen Tag vor Schließung der Gottesdienste bekehrt wurde, sonst würde ich heute noch nicht das Glück des neuen Lebens in Christo kennen.“ An einem anderen Ort kam eine Frau zum Glauben, weil wir gezwungen waren, Hausversammlungen abzuhalten, und dieses gab auch viel Anlaß, Gott zu preisen und zu danken für seine wunderbaren Rettungswege.

**Besonders viel Freude und Frohlocken bringt die Hilfe von auswärts.** Das ist wirklich eine heilige Sache, über die sich der Himmel freut und die man auch nur dort richtig schätzen wird. Vor meiner Abfahrt hatte ich die Freude, einen Freund zu sprechen, der aus fünfjähriger Gefangenschaft und Verbannung heimgekehrt war. In einem Walde konnten wir uns ein paar Tage mit ihm über seine Erlebnisse und von dem, was ihm jetzt bevorstand, unterhalten. Sein Antlitz leuchtete von innerer Klarheit, Liebe und Selbstlosigkeit. Es war zu sehen, daß das Feuer, durch welches Gott ihn geschickt hatte, ihn von vielen Schladen befreit hatte. Das war eine Freude über diese Erfolge der Leiden für Christus, aber wir kamen zu der Überzeugung, daß nicht die Leiden uns reinigen, sondern die Hingabe an Gott während des Leidens.

Ich habe hier von vielen die Meinung gehört, wenn hier bei ihnen auch Verfolgung und Leiden über die Christen kämen, dann würden die hiesigen Christen auch mehr Leben bekommen. Dem ist aber nicht so. Völlige Hingabe an Christus in allen Lebenslagen muß zuerst sein, und dann kommen die Leiden schon von selbst. Bei uns waren Brüder, welche die Leiden suchten, um vollkommener zu werden, aber sie erlitten Enttäuschung und Niederlage. Der Sinn des Evangeliums ist nicht Verfolgung und Leiden, sondern freie, freudige Dahingabe unseres Lebens für Christus.



Wenn unsere Brüder und Schwestern in Rußland in den Leiden für Christus auch viel unaussprechliches Licht und Offenbarung bekommen, so beten sie doch ohne Unterlaß und sehnen sich nach Freiheit und dem Ende der Leiden, welche Seele und Leib drücken.

Und wir können unseren Brüdern und Schwestern, die in der Freiheit sind, nichts Besseres wünschen, als, sie möchten nicht vergessen zu beten: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel“, und daß sie, die noch in Freiheit sind, sich dankbar in Tat und Gebet ganz dem Dienste des Nächsten in Christo zur Ehre Seines Reiches hingeben.

## Mit dem Evangelium in der weiten Welt.

Reise- und Dienstberichte von W. Ph. Marzinfowssij.  
Aus dem Russischen übersetzt von W. L. Zsch.

### II. Über Meer und Berge.

Mitte November machten wir uns von Haifa auf den Weg nach Europa, in der Absicht, dort etwa ein Jahr zu bleiben. Unser warteten allerhand Schwierigkeiten, und man hatte uns gewarnt: „Bedenken Sie, in Europa wird Krieg ausbrechen, und Sie werden von Palästina abgeschnitten sein.“ Andererseits rief man uns nach Europa: „Ihr habt es da gut auf dem Karmel, fern vom Getriebe der Welt. Vergesst auf Eurem schönen Berge uns nicht, die wir im Tal der Trauer und Tränen sitzen“ — die russische Emigration.

Und in der Tat, in Europa vertieft sich die geistige und materielle Krisis. Es wächst die Gottlosigkeit und in der Christenheit selbst der Kleinglaube. So beschloßen wir denn, mit Gebet und Glauben diese Reise zu unternehmen, so angenehm es auch gewesen wäre, in unserm stillen Heim zu bleiben.

Als eine Glaubensstärkung sandte uns ein unbekannter Leser meines Buches über Rußland eine Summe Geldes, mit der die Überfahrt nach Europa reichlich gedeckt war.

So standen wir Mittwoch, den 16. November, am Hafen. In der Ferne, auf den grünblauen Wellen des Meeres, wiegte sich unser Dampfer „Adria“. Es folgt der letzte Abschied von der alten Mutter meiner Frau und den Freunden. Wir besteigen das Boot, das uns vom Ufer zum Dampfer führt. Am folgenden Tage erreichen wir Jaffa, wo mehrere Stunden lang Kisten mit Apfelsinen für Europa verfrachtet werden.

Abends lichtet der Dampfer die Anker, und schon sind wir auf offenem Meere. Im Dunkel der Nacht leuchten die Feuer des Heiligen Landes. Werden wir sie wiedersehen? —

Wir fahren auf dem Mittelmeer an Cypern vorbei und dann durch den Kanal von Korinth. Malerisch ziehen die Inseln Griechen-

lands an uns vorüber, in blaffen Linien sehen wir die Berge der Insel Kreta. Möven begleiten uns. Flinker Delphine tanzen über den Wogen . . . Die Sonne wärmt freundlich. Da, im Adriatischen Meere erhebt sich ein Sturm. Das Schiff beginnt zu schaukeln. Wütende Wellen werfen es bald in die Höhe, bald in die Tiefe. Kein Lichtstreifen ist in den dunklen Wolkenmassen zu sehen.

Es schaukelt einen Tag, es schaukelt den zweiten. Der Speisesaal des Dampfers ist leer. Zu Duzenden liegen die Opfer der Seerkrankheit umher. Ich persönlich bin frei von diesem Übel, Gott sei gepriesen für dieses Vorrecht, das so wichtig ist bei meinen häufigen Reisen. Aus diesem Grunde hat mich einmal ein Mitreisender einen „Meerwolf“ genannt. Meine Frau ist leider von Natur her stark diesem Übel verfallen. Auf ihren früheren Reisen war sie immer unter der Zahl der Opfer dieser Krankheit trotz aller möglicher Spezialheilmittel. Dieses Mal hatte sie, zum großen Schrecken ihrer Mutter, die Vorbeugungsmittel zu Hause gelassen. „Sicher hat Dir Dein Mann gesagt, laß diese Einbildung! er ist ein richtiger Fanatiker“, so meinte die alte Dame mit betrübtem Blick. „Nein, ich selbst habe im Gebet gelobt, die Heilmittel nicht mehr zu benutzen. Schickt uns Gott auf Reisen, wird Er uns auch helfen.“ Und ihr Glaube wurde gerechtfertigt.

Es erhob sich der erste Sturm, und zwar mit derartiger Stärke, daß die Matrosen durch die Kajüten zogen und die kleinen runden Fenster fest verschraubten. Anfänglich fühlte meine Frau einen starken Anfall, aber bald überwand sie ihn und war die letzten beiden Tage ganz gesund.

Am fünften Tage im Morgennebel zeigten sich die Berge von Triest. Glatt, als ob er sich einschliche, fuhr der Dampfer in den Hafen ein. Glockengeläut begrüßte uns, als wollte Europa uns zurufen „Kommt und dient uns im Heiligtum, nehmt teil am Kampf für unsere Seele“ . . . Am selben Abend forderte man mich auf, einen Vortrag über das Thema „Die religiöse Lage in Rußland“ in dieser italienischen Stadt zu halten. Trotz der kurzen Zeit war der Saal mit 300 Menschen gefüllt. Das erste, was mir beim Eintritt in die Augen fiel, war ein großes Christusbild, wiederum eine Erinnerung daran, daß das Ziel unserer Reise und unseres Lebens sein sollte, Ihm zu dienen.

Ich sprach von Rußland, von der aufbauenden Kraft des Evangeliums und dem zerstörenden Einfluß der Gottlosigkeit. Nach dem Vortrag fragte mich ein deutscher Pastor: „Wenn in Rußland die Religion vernichtet und der Jugend die Gottlosigkeit gepredigt wird, was bleibt dann von Evangelium im kommenden Geschlecht?“ — Ich erwiderte ihm: „Wir wollen die Tatsachen nicht vergessen, die man nicht zerstören kann: die Stimme des Gewissens, den Einfluß der Leiden und das unmittelbare Wirken Gottes in den Herzen der Menschen. Hat nicht der verlorene Sohn sich aufgemacht, als er bei den Schweinetrögen angelangt war, indem er der Stimme seines

Herzens folgte. So haben also in Wirklichkeit „die Schweine“ ihn befehrt.“

Von Triest fuhren wir am nächsten Morgen nach Prag. Unser Gepäck war ziemlich bedeutend: Koffer mit Kleidern, Handschriften, Schreibmaschine, Geige und dergl. mehr. Es gibt einen durchgehenden Wagen mit der Aufschrift „Triest-Prag“, aber das war nicht für uns geschrieben, denn er geht durch Jugoslawien, wo man Reisende mit russischem Paß nicht durchläßt.

So mußten wir einen Umweg über Italien machen mit zweimaligem Umsteigen — einmal in Italien, und das andere Mal in Osterreich. Hier brachte uns der Gepäckträger in ein Abteil 3. Kl. Zu unserer Freude konnten wir die ganze Nacht über ruhig auf den beiden Bänken liegen. Die Reisenden füllten die übrigen Abteile, aber uns übergang man immer wieder. Später löste sich das Rätsel sehr einfach. Es stellte sich heraus, daß an der Tür unseres Abteils die Aufschrift hing „Reserviert für serbische Polizei“. Auf der Durchfahrt durch Jugoslawien benutzt sie dieses Abteil, nun aber überließ sie uns ihr warmes Plätzchen als Schadenersatz für das, was sie uns um unseres russischen Passes willen zugesügt hatte. Erst kurz vor Prag nahm der tschechische Schaffner dieses sympathische Schild ab.

Auch während der weiteren Reise durch Europa — mehr als 20 000 km — haben wir manchmal des Nachts fahren müssen. Aber fast immer hatten wir ein freies Abteil 3. Kl. zu unserer Verfügung, besonders während der Nachtzeit, — bei der schwächlichen Gesundheit meiner Frau, meinem kranken Herzen und besonders noch bei der angestrengten Vortragsarbeit eine direkte Lebensnotwendigkeit.

### III. In der Tschechoslowakei.

Nun sind wir in Prag — Praha. Wie ich so vom Bahnhof durch die belebten engen Straßen fahre, über die Plätze der Altstadt, wo Jan Hus an der Spitze des Befreiungsdenkmals Wöhmens steht, strömt ein warmes Gefühl zu meinem Herzen: War es doch Prag, das mir bei meiner Vertreibung aus Rußland erste Zufluchtsstätte gewährt hat, und auch sonst auf meinen Wanderungen in der Fremde ein Ersatz für mein Moskau war.

Ja, wie Berlin mit seinen geraden, streng abgemessenen Straßen erinnert an unser „deutsches Petersburg“, die „erdachte, erfundene Stadt“, wie Dostojewskij es genannt hat, so erinnert das hunderttürmige slawische Prag mit seinen malerischen Hügeln, seinem alten Kreml, dem Gradschin, seinen altertümlichen Schlössern, Brücken und Gärten an unser altrussisches Mütterchen Moskau mit seinen weißen Mauern.

Wieder betrachteten wir einige Sehenswürdigkeiten der Stadt und stiegen hinab in das mittelalterliche Gefängnis Dalibork. Wir sahen die unterirdischen Kasematten, wo man die Gefangenen mit Hunger gepeinigt hat, diesen steinernen Brunnen, in den man an Stricken

die Verurteilten zum Hungertode hinabließ. Am Rande dieses tiefen Kerkers brachte man die weiteren Verurteilten unter, damit sie das aus der Tiefe heraufdringende Stöhnen des Sterbenden hören sollten. Auf diesem Wege hofften die grausamen Henker, aus ihren Opfern die Verleugnung ihrer religiösen oder politischen Überzeugungen herauszupressen.

Wenn so ein von Hunger zermürbter Gefangener gestorben war, warf man seinen Leichnam durch eine Öffnung in der Felswand in eine Schlucht, die sich gähnend hinter der Gefängnismauer aufstalt. In diesen dicken Steinwänden waren Einzelzellen eingerichtet — sog. „Steinfäße“. In einer von ihnen konnte man noch die Spuren der Arbeit eines der Gefangenen sehen, den man in diese finstere Grube gesperrt hatte. Mit einem nicht großen Nagel hatte er sechs Jahre lang Stein und Mörtel herausgekratzt, aber o weh, zur Freiheit kam er doch nicht durch, denn, als die Ziegelmauer durchgraben war, stieß er auf Fels . . . . .

So litten und starben für ihren Glauben im Mittelalter die Menschen, ganz besonders um des Bekenntnisses zum Evangelium willen — für die Reformation! —

Manche der Gefangenen, die nicht genug geistigen Widerstand in ihrem Glauben fanden, bemühten sich, ihre Kerkerhaft durch Kartenspiel zu vertreiben. Sie werden daselbst aufgehoben in einem Kasten an der Wand hinter Glas. Diese Karten haben die Gefangenen selbst mit Hilfe von Gefängnisstaub und . . . Blut an Stelle von roter Farbe gezeichnet. Die Zeichnungen vom 16. Jahrhundert haben sich merkwürdigerweise gut erhalten, das Blut auf ihnen ist dunkelrot, buchstäblich aufgetrocknet.

Wir besuchten auch den hohen gotischen Dom des heiligen Wita. Zum Besuch der Museen war keine Zeit. Und das ist auch kein großer Verlust, da die ganze Stadt ja ein richtiges Museum aus dem Mittelalter ist.

In Prag halte ich meine Vorträge in tschechischer Sprache. Ich tue dies gewöhnlich nicht gleich nach meiner Ankunft, denn zwei Wochen brauche ich etwa, um diese schwere slawische Sprache wieder im Gedächtnis aufzufrischen. Allmählich kommt sie ins Bewußtsein zurück durch den Verkehr auf der Straße, in der Elektrischen, in den Geschäften, vor allen Dingen auch durch das Lesen der „Kralitzker Bibel“, so wie der Zeitung und Zeitschriften. Alte Vorräte an Worten und Redewendungen, die irgendwo im Unterbewußtsein sich gehalten hatten, kommen allmählich an die Oberfläche, und die Rede kommt wieder in Fluß.

Beide fuhren wir nach Nordböhmen in einen Ort Neuvenezien, wohin man mich zu einem Vortrag gerufen hatte. Wie gewöhnlich, wenn es gilt Zeugnis von Christus abzulegen, erheben sich Schwierigkeiten. So auch hier. Der Kraftwagen, der dorthin fährt, war überfüllt, und wir mußten zurückbleiben. Dabei war der Vortrag für denselben Abend angesetzt. Die Sache war ganz besonders ärgerlich deshalb, weil wir zum Kraftwagen gekommen waren, als er noch

leer war. Aber dann kamen Reisende, die wohl mit dem Fahrer gut befreundet waren, und er nahm uns nicht mit.

Zimmerhin, es fand sich ein Ausweg. Der Chauffeur, im Gefühl seiner Schuld vor uns, machte einen Arzt ausfindig, der in seinem Privatauto in dieselbe Stadt fuhr. Er war denn auch bereit, uns mitzunehmen. Es herrschte starker Frost, und der Weg ging 40 km weit im Dunkel durch Felder, Wälder und Dörfer, bis wir endlich ankamen. Das durch das Thema über Rußland angezogene Publikum hatte sich in großer Zahl schon versammelt. Am nächsten Tage früh morgens, wieder noch in Dunkelheit und Frost, fuhren wir nach Prag zurück.

Auf der Tagesordnung meines Aufenthalts in Prag stand auch der Besuch des Sowjet-Konsulats, um den Paß zu verlängern. Ich besuchte ihn schon seit dem Jahre 1923. Er enthält mehr als hundert Seiten mit Bisen von über 20 Staaten. Wie gewöhnlich kommt das Gespräch im Paßamt auf die Religion. Ich überreiche dem Konsul eine meiner religiösen Schriften. Er nimmt sie, fügt dann aber hinzu: „Wir vom jungen Geschlecht stimmen mit Ihnen nicht überein. Das war alles einmal wichtig zu seiner Zeit.“ — „Nun“, erwidere ich, „es gibt auch überzeitliche Werte, die für immer und für alle wichtig sind. Z. B. Gott und die Seele, oder der Tod, herrscht er nicht zu allen Zeiten?“ — „Was heißt Tod“, antwortete der Beamte. „Das ist nur ein physischer Prozeß. — Was Sie reden, bezieht sich auf den Tod des Körpers, aber damit ist die Frage noch nicht gelöst“, erwidere ich. „Der Körper unterliegt einem körperlichen Prozeß, aber die Seele einem seelischen.“

In Prag beschäftigte ich mich auch mit dem Druck meiner Vorträge. Diesmal war das Buch an der Reihe: „Christus und die Juden“. Ihm liegt ein Vortrag zugrunde, den ich schon in großen Städten wie Moskau, Berlin, Prag, Paris, Bukarest, Warschau, Jerusalem u. a. gehalten habe. Dort im Heiligen Lande konnte ich dieses Thema ausführlicher und tiefer durchdenken und unter meinem stillen Feigenbaum auf dem Karmelberge den ganzen Stoff in Ordnung bringen.

Gerade als die Druckarbeit zu Ende geht, kommt eine unerwartete Störung: meine Frau erkrankt an Grippe. Wir wohnen am Rande der Stadt Prag, allein in einem großen Hause in einem verhältnismäßig kleinen Raum im Erdgeschoß, das uns alte Freunde freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatten.

Nun mußte ich die Pflichten eines barmherzigen Bruders und Küchenchefs mit der Literaturarbeit vereinigen. Zu letzterem Zwecke aber hatte ich immer die ganze Stadt zu durchfahren, denn die Druckerei befand sich gerade im entgegengesetzten Teile. Zu allem übrigen kam noch ein Schaden am Ofen, den wir mit Steinkohlen heizten. Plötzlich eines Nachts traten giftige Gase auf, so daß wir in schwerer Gefahr waren.

So kam Weihnachten. Es war nicht leicht für meine Frau, die an das warme Klima Palästinas und ihr gemütliches Heim gewöhnt

war, dieses für die Deutschen besonders feierliche Fest hier im kalten Hause und in fremder Stadt zu erleben.

Dennoch beschlossen wir, richtig Weihnachten zu feiern. Wir kauften einen kleinen Tannenbaum, stellten ihn auf den Tisch und schmückten ihn mit Kerzen. Dann besorgten wir Geschenke, luden zwei Freunde ein, die das schwere Los der Emigranten durchleben, und wie war alles gemütlich und schön! — Leise knisternd leuchteten die Kerzen und mischten sich mit dem Duft der angebrannten Tannennadeln. Wir sangen Weihnachtslieder: „Stille Nacht“, „O du fröhliche“, „Christ ist geboren“ u. a. Wie innerlich konnten wir in unserem bescheidenen Heime das Weihnachtsgeheimnis in der Krippe miterleben, in der Der gelegen hat, der den Himmel und seine Herrlichkeit mit der dunklen, kalten Höhle in Bethlehem vertauscht hatte, um zu den Elenden und Armen dieser Erde zu kommen.

#### IV. In Polen.

Unser polnisches Visum läuft ab. Wir müssen also nach Warschau, anders verlieren wir das Recht der Einreise nach Polen. Gut, daß der Grippeanfall meiner Frau kurz vor diesem Termin vorüber war, und wir unsere Reise durch Europa fortsetzen können. So sitzen wir denn im Wagen, der die schöne Inschrift trägt: Praha-Warszawa. Der ganze Wagen blinzelt und blinkt, denn alle Metallteile sind verschromt. Abends, je näher wir der Grenze kommen, um so leerer wird unser Abteil. Wir sind wieder allein und haben beide Bänke zu unserer Verfügung. So nehmen wir unsere Decken und Reisefisken und legen uns nach gemeinsamem Gebet nieder wie zu Hause. Der Wagen ist warm, die Federn knirschen leise, es schaukelt ein wenig . . . . und bald sind wir eingeschlafen.

Plötzlich leuchten helle Lichter durch das Fenster. Was ist das? — Es muß eine große Stadt sein. Wirklich es ist schon Warschau. Fast hätten wir verschlafen. Schleunigst packen wir unsere Sachen zusammen, während der Zug langsam auf dem Bahnsteig einfährt. Da leuchten schon die Gesichter der zu unserer Begrüßung gekommenen Geschwister. Unter ihnen befindet sich unser unentwegter Bruder Krafewitsch. Mit zwei Schwestern, Gliedern der polnischen Gemeinde der Evangeliumschriften, war er gekommen, um uns abzuholen.

Das erste, was getan werden muß, ist der Weg „zu den Zöllnern“. Denn es gilt, das Passvisum zu verlängern. Hier erfahre ich, daß der mir bekannte Beamte, der im vorigen Jahre so freundlich mir die Aufenthaltserlaubnis gegeben hat, in eine andere Stadt versetzt ist. Der neue Beamte kennt mich nicht. Was ist zu tun? — Vielleicht besser fortzugehen und mit einem bekannten, einflußreichen polnischen Beamten wiederzukommen. Mit einem Worte, menschliche Fürsprache mobil zu machen.

Aber der Termin des Visum läuft heute ab. So sitze ich denn im Wartezimmer auf meinem Stuhl und denke nach: Gewiß, der Beamte hat gewechselt, aber Gott ist doch derselbe geblieben, Er ver-

ändert sich nicht. Ist Er nicht der König der Könige und der Herr der Herren? — Wenn Er dich nach Polen gesandt hat, so wird Er dir auch das Bijum geben. Wenn Er es aber nicht geben wird, warum brauchst du es dann überhaupt. So sammle ich mich im Gebet und übergebe Gott meine Sache.

Und so kam es auch. Der Beamte empfängt mich sehr freundlich. Er hat volles Verständnis für die aufklärenden Ziele meiner Reise und gibt mir sogar ein noch besseres Bijum, als sein Vorgänger: Jener erlaubte mir nur, viermal nach Polen zu kommen, dieser gestattet die Einreise, so oft ich will.

Bei meinem nächsten Besuche überreichte ich ihm zum Andenken mein Buch: „Ist das Evangelium glaubwürdig?“, dazu noch ein Neues Testament in polnischer Sprache. Das Buch nahm er mit Dank, aber vom Neuen Testament sagte er: „Dieses besitze ich bereits, ich halte es für lebensnotwendig, darin zu lesen, denn ich bin selbst ein Christ evangelischen Bekenntnisses.“

Danach zogen wir ins Srowjetkonsulat. Ich mußte meine Ehe noch standesamtlich eintragen lassen, denn in Palästina war sie nur kirchlich geschlossen, was nach englischen Gesetzen genügt.

Während die nötigen Fragebogen im russischen Konsulate ausgefüllt werden, unterhalte ich mich mit dem Konsul und einem seiner Beamten. Bald kommt das Gespräch auf die religiöse Linie. Meine Frau bemerkte nachher: „Du hast ja eine richtige Trauredede gehalten.“

„Warum sind Sie aus Rußland verbannt?“ fragt mich einer der Beamten. „Wegen meiner religiösen Wirksamkeit“, erwidere ich. „Warum sind Sie denn bisher nicht zurückgekehrt?“ — „Man läßt mich nicht hinein.“ — „Also“, bemerkt der Beamte, „Sie glauben immer noch an Religion?“ „Noch mehr als früher“, erwidere ich. „Nun, das ist doch erstaunlich. . . . Worin besteht denn Ihre Religion? Was haben Sie für einen Glauben?“ — „Ich glaube an das Evangelium Christi.“ — „Dann sind Sie wohl ein Baptist?“ — „Nein, ich gehöre zu keiner Gemeinde, aber dem Geiste nach rechne ich mich zur Evangeliumsbewegung. Im übrigen kann ich Ihnen nur versichern, daß jeder Srowjetbürger die Religion Christi nötig hat. Religion ist die Grundlage der Ehrlichkeit. Die Srowjetregierung hat dies selbst anerkannt, als sie den sog. „Stundisten“ Posten übertragen wollte, die mit wirtschaftlicher Verantwortung verbunden sind.“

Der Beamte erwidert: „Das mag wahr sein, aber nur in dem Falle, wenn die Religion tief im Menschen sitzt. Aber Sie wissen ja, größtenteils ist sie nur äußerlich, sie steht nur im Paß. Irgendein Priesterbetrug.“ — „Sehen Sie, darum rede ich auch eben von der Religion Christi, die der Mensch wirklich erlebt hat. Das ist auch Ziel und Inhalt meiner Arbeit. Und wenn ich jetzt mehr als früher von der Wichtigkeit dieser Religion Christi überzeugt bin, so erkenne ich auch mehr denn je an den Tatsachen die Unzulänglichkeit jener sog. bürgerlichen Religiosität, die da auf äußeren Vorteil spekuliert

und den Glauben mißbraucht, um das Volk zu verdummen und auszunutzen."

"So haben Sie also auch in der U.S.S.R. Propaganda für Ihren Glauben gemacht?" fragte der Beamte. — "Natürlich, was ist das sonst für eine Überzeugung, wenn man nicht für sie wirbt", erwiderte ich. "Sehen Sie, Sie sind Kommunist. Wenn Sie ein überzeugtes Glied der Partei sein wollen und für diese Ihre Überzeugung nicht Propaganda machen, muß man Sie aus der Partei ausschließen." — "Da haben Sie recht", erklärte lächelnd mein Gegenüber und fuhr fort: "Was meinen Sie, wie wird es in Europa werden? Womit wird es hier noch enden?" — "Ich bin kein Prophet", sagte ich. "Aber was ist Ihre Meinung?" — "Unser Endziel ist Weltrevolution", erklärte er, ohne doch richtig auf meine Frage zu antworten. — "Wissen Sie nicht", sagte ich, "was seiner Zeit der Archimandrit Michail den Bolschewiken geantwortet hat? — Ihr werdet siegen, aber nach all Euren Siegen wird Christus siegen."

Schließlich bot ich dem Kommunisten meinen gedruckten Vortrag an: "Gibt es einen Gott?". — Er nahm ihn und sagte: "Danke schön, ich werde es lesen, ein Kommunist muß alles studieren."

Ein andermal fragte ich im Konsulate: "Können Sie mir nicht offen sagen, wann ich nach Rußland zurückkehren kann? — Man hat mich doch damals für drei Jahre verbannt, und nun sind schon 10 Jahre verflossen." "Hm", erwiderte der Beamte, "sehen Sie, unser Ziel ist die Weltrevolution. Sie wird überall kommen . . . Sie brauchen gar nicht zurückzukehren."

Ja, Revolution und atheistische Regierung, sie können auch nach dem Westen kommen. "Lasset uns säen, solange es Zeit ist", schrieb kürzlich ein Christ, "denn die Türen für die Predigt des Evangeliums können auch in unserm Lande sich schließen."

So wollen wir denn wirken, "solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

In Lodz wurden meine Vorträge von der dortigen lutherischen Kirche veranstaltet. Sie fanden im Gemeindehause statt, und außerdem in einem großen öffentlichen Saale der Philharmonie. Die Judenchristen in Lodz bereiteten ihrerseits einen Vortrag vor über das Thema: "Christus und die Juden". Der Saal war derartig überfüllt, daß viele keinen Zutritt mehr bekamen. Viel Jugend war da, und man drängte sich auf den Zugängen und den Treppen zum Saale. Auch meine Frau sprach in Lodz in deutscher Sprache über "Die Bibel und die Ausgrabungen". Sie benutzte hierbei das reiche Material ihres Vaters, eines bekannten Archäologen, der in Palästina, Syrien und Transjordanien Ausgrabungen veranstaltet hat. Auch ihr Saal war mit 400 Menschen gefüllt.

Aber auch hier kam wieder ein schweres Hindernis. Mein Herz, das sich in Palästina gut erholt hatte, fing wieder an, schwach zu werden. Vor den Vorträgen mußte ich viel liegen. Und nun sollte ich ein ganzes Jahr lang reisen, und noch dazu in der nächsten Zeit dreiwöchentliche Bibelfurze halten. Das bedeutet aber, dreimal am Tage



sprechen und unter den einfachsten Verhältnissen leben. Was war zu tun? —

Ein bekannter Arzt untersuchte mein Herz und verordnete volle Ruhe und natürlich Aufgeben des gesamten Arbeitsplanes. Aber wir hatten ja unsere Reise im Glauben angetreten, und so fuhren wir nach einigen Tagen Ende Januar nach Baranowitsche im Osten Polens, direkt an der Grenze der U.S.S.R. Diese russische Stadt hatte stark während des Weltkrieges gelitten, denn erbitterte Kämpfe fanden in ihrer Umgebung statt. Viele Häuser waren dem Erdboden gleichgemacht. Jetzt standen an ihrer Stelle neue Holzbauten. Um die Stadt und z. T. auch in ihr selbst ist ein Tannenwald. Wir waren einmal wieder im echten Rußland. Gerade herrschte in diesen Tagen heftiger Frost, es fiel Schnee, und wir fuhren im Schlitten. Weich gleiten die Kufen über den tiefen Schnee unter leisem Geläut der Schellen. Alles duftet nach Rußland. Sogar in den Zähnen knirscht es, wenn man beim Morgentee im stark überhitzten Zimmer knusprige russische Krügel verzehrt ....

Die Bibelfurse für die Arbeiter der Evangeliumsbeziehung fanden im Bethause der dortigen Gemeinde statt. Ihr Ziel ist: Einheit der Gläubigen, Vertiefung des Glaubenslebens, Überwindung der Gottlosigkeit. Zur Erreichung der Einheit schlug ich vor, Prediger der verschiedenen evangelischen Richtungen einzuladen. Sie folgten gern dem Ruf, und wir hatten viel Freude und Segen im Kursus.

Sechsmal am Tage ziehen wir zu Fuß in unser Bethaus und wieder nach Hause, durch Wind und Wetter. Wir sind wohl in den sieben Tagen 90 km gelaufen. So etwas erhält den Kopf schön frisch nach der großen Anstrengung beim Unterricht. Jeden Abend, am Ende des arbeitsreichen Tages, fand in dem Bethaus noch eine öffentliche Versammlung statt. Der Raum war dicht gefüllt, die Bauern kamen von weit her. So zogen z. B. drei junge Mädchen 17 km zu Fuß, trotz eisigen Sturmes. Ihre gesunden, vom Wind geröteten Gesichtser brannten und von den Tüchern hingen die Eiszapfen herab.

Außerdem veranstalteten wir noch im großen Saale des Kino öffentliche Vorträge über Palästina und die Messiasfrage für die Juden. Zum „Palästina“-Vortrag kamen auch zehn Polizisten, aber nicht um der Ordnung willen, sondern aus Interesse für die Lichtbilder. Viel Juden waren zugegen. Nach Beendigung der Vorträge kamen sie in großer Schar zu mir ins Zimmer hinter die Kulissen. Sie wollten einfach einmal einen Menschen sehen, mit eigenen Augen, der aus Palästina gekommen war.

Aus dem Kino fuhren wir im Schlitten nach Hause. Meine Frau, die in Palästina geboren ist, sollte doch einmal die Möglichkeit haben, ganz nah und lebendig russischen Geist zu spüren. Und sie hat ihn gehörig zu spüren bekommen, denn bei der ersten scharfen Kurve flog sie in den Schnee.

Am letzten Abend sollte eine öffentliche Abschiedsversammlung im Gemeindehause stattfinden. Ich war bereits in meinen Kräften

völlig erschöpft und hatte Fieber. Wie soll ich in die Versammlung gehen, noch dazu zu Fuß? Bereits am Morgen hatte ich gesagt, ich würde wahrscheinlich nicht kommen können. „Wir werden für Sie beten“, erklärten die Brüder. Außer erhöhter Temperatur fühlte ich mich noch wie zer schlagen im ganzen Körper — die typischen Vorzeichen der Grippe. Schon wollte ich mich zu Bett legen, da, in der letzten Minute, entschloß ich mich doch noch, zu gehen. Nach kurzem Gebet betraten wir die Straße. Es war ein richtiger Kampf. Durch Dunkelheit und eijigen Wind galt es fast 1½ km sich durchzuschlagen.

Als wir kamen, hatte die Versammlung bereits begonnen. Ein zugereister Bruder sprach. Der Saal war derartig überfüllt, daß alle standen, nur vorne waren einige Sitzplätze. Viele waren in Pelzen. Unter den Zuhörern befanden sich auch Juden aus der Zahl derer, die meine Vorträge im Kino besucht hatten. Von der Decke tropfte der Atem der Menschen herunter. Man hatte den Saal nicht geheizt, weil man mit dieser natürlichen „Heizung“ rechnete. Ich fühlte, wie meine Kräfte zusehends sich stärkten, und als ich nach Hause kam, war ich gesund. Das Fieber war gefallen. In der Tat, es war ein „Durchbruch der Front von Baranowitsche“.

Weiter geht die Reise nach Brest, wo die nächsten Bibelfurse stattfinden sollten. Die öffentlichen Vorträge hielten wir hier im Volkshaus für Arbeiter. Auch Bauern aus den benachbarten Dörfern waren gekommen. Nach den Vorträgen wurden Fragen gestellt, auf die ich antwortete. Auch während der Kurse hatten wir besondere Stunden für Aussprachen mit den Arbeitern in der Evangeliums-bewegung. Sie baten um Erklärung schwieriger Bibelstellen, und manch praktische Frage des Glaubenslebens wurde behandelt. Der Fragen waren so viele, daß ich nicht auf alle antworten konnte. Die Leitung der Bibelfurse in Brest lag in den Händen des Presbyters der russischen Baptistentengemeinde, Br. L. N. Djirkuts-Malnj. Aber man hatte auch die Brüder von den Evangeliumsschriften eingeladen, und so herrschte eine Atmosphäre warmer Brüdergemeinschaft.

Von Brest sollte die Reise weiter nach Nowel gehen. Vorher aber machte ich noch einen Abstecher in ein Dorf, 60 km weit, wohin mich einer meiner Freunde, der gerade aus Rußland gekommen war, gerufen hatte. Neun volle Jahre hatte er um seines Glaubens willen im Gefängnis gesessen, die letzten sieben Jahre in jenem berühmten Solowetski-Kloster im Eismeer. Nun war er nach Polen herausgelassen im Austausch gegen einen politischen Gefangenen.

Nur der Glaube an Christus hat ihn davor bewahrt, geisteskrank zu werden. „Eines Tages packt mich in der Einzelzelle“, so erzählt er mir, „eine schreckliche seelische Bedrückung. Ich fühle, daß ich den Verstand verlieren werde. Da springe ich auf, schlage mit der Faust auf den Tisch und rufe dem Satan die Worte Pauli ins Gesicht: „Alles vermag ich durch den, der mich stark macht, Jesus Christus!“ — Da weicht die Finsternis und der Friede kehrt wieder ins Herz. Nach einigen Tagen wurde ich freigelassen. Es war Finsternis vor dem Morgengrauen.“

Dieser mein Freund und seine Frau sind Katholiken. Um so wertvoller war ihr Urteil über das Wachstum der Evangeliumsbe-  
wegung in der U.S.S.R.

## An Gottes Hand.

Glaubenszeugnisse russischer Christen.

Zu der „Stimme der russischen Brüder“, die uns durch den Auf-  
satz von Bruder Ferber in dieser Nummer hörbar wird, lassen wir  
hier noch einige Glaubenszeugnisse sprechen, wie wir sie oft in den  
Briefen von Brüdern und Schwestern aus dem russischen  
Volke finden. Denn es ist ja außer der Fürsorge für unsere leidenden  
deutschen Brüder in der Sowjet-Union unsere wichtigste und  
größte Aufgabe, jene Evangeliumszeugen unter den Russen zu  
unterstützen, die jetzt und, so Gott will, einmal in der Zukunft be-  
rufen sind, dem russischen Volk das volle Evangelium von Christus  
zu bringen durch Wort und Leben. Daß wir in unserer Fürsorge  
auch die Witwen und Waisen solcher Gotteszeugen, die im Dienst  
ihres Herrn starben, nicht vergessen, ist unsere selbstverständliche  
Bruderpflicht. Und nun mögen sie uns erzählen.

(131)

. . . . ., den 22. Juni 1934.

Der Friede Gottes und die Liebe sei mit Ihnen durch den Heiligen Geist!  
Ich grüße Sie und alle, die in Ihm sind.

Ich teile Ihnen mit, daß ich die Überweisung an mich durch den Sorgsin  
erhalten habe . . . . .

Ich habe jetzt noch fünf Kinder und meine alten Eltern bei mir. Mein  
Vater ist 72 Jahre alt. Er hat schon sehr viel gelitten um des Glaubens wil-  
len, war in 33 Gefängnissen, mußte in Sibirien von Tomsk bei 50 bis 55 Grad  
Frost über 500 Kilometer zu Fuß gehen usw. Die Gefängnisse und Verban-  
nung haben seine Gesundheit sehr untergraben. Er ist wohl munter am Geist,  
aber körperlich sehr schwach.

Das Leben ist sehr schwer, alles so teuer, besonders das Brot. Wenn die  
Zungen stundenlang in Schlangenreihen stehen, bekommen sie soviel Brot, daß  
jeder zum Frühstück eine Schnitte bekommt, aber zu Mittag ist dann schon  
nichts mehr.

Das Wort des Herrn ist schwach, es ist in vielem so, wie in Psalm 82,  
4—5 geschrieben steht: „Errette den Geringen und Armen, und erlöset ihn  
aus der Gottlosen Gewalt. Aber sie lassen sich nicht sagen und achtens nicht,  
sie gehen immer hin im Finstern; darum müssen alle Grundfesten des Landes  
wanken.“ — Oder Psalm 73, 8: „Sie achten alles für nichts und reden übel  
davon und lästern hoch her“, und weiter von Vers 19: „Wie werden sie so  
plötzlich zunichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken. Wie  
ein Traum, wenn einer erwacht, so machst Du, Herr, ihr Bild in der Stadt  
verschmäh.“

Wir aber geht es wie in Psalm 63, 7: „Wenn ich mich zu Bett lege, so  
denke ich an Dich, wenn ich erwache, so rede ich von Dir.“

Tunig danke ich dem Herrn für die Wahrheit Seiner Verheißungen, und  
auch Ihnen danke ich herzlich, daß Sie mich arme Witwe nicht vergessen mit  
meiner großen Familie und meinen Waisen. Ich bitte den Allerhöchsten, daß  
er Sie und alle im Blute erkaufte Kinder Gottes segne und ihnen hundert-

fältig vergelte, was Sie an uns getan haben. Ich möchte Ihnen noch viel mitteilen, aber es geht nicht. Wenn es Sein Wille ist, sehen wir uns noch einmal in diesem Leben wieder, wenn nicht, dann zu Seinen Füßen. **Ehre und Preis sei Ihm für alles!**

Ich brauche mit meiner Familie die Fürbitte Seiner Heiligen und Seiner auserwählten Werkzeuge. Ja, möge Er Sie reichlich segnen in Ihrer Arbeit und in Ihren Sorgen. Sein Name sei gepriesen!

Ich verbleibe in Liebe, auf Antwort wartend, Ihre Schwester . . . . .

(2058)

. . . . ., den 20. Juni 1934.

Ihre letzte Überweisung habe ich erhalten. Ich danke Ihnen herzlich dafür. Mein Herz freut sich, wenn es sieht, daß Gott die Seinen nicht vergißt und ihnen in dringender Not zu Hilfe eilt. Durch Ihre Hilfe erstarke wir wirtschaftlich und danken Gott. Unser Leben verbringen wir in Freude und Leid, trösten uns aber immer in der Hoffnung auf Gottes Verheißungen. Mir persönlich ist es ein großer Trost, daß ich weiß, daß Er seine Kinder unter allen Völkern vereinigt und sie **unter allen Umständen und zu allen Zeiten segnet.**

Gegenwärtig haben wir bürgerliche und geistliche Ruhe. Wir stehen im Glauben des Neuen Testaments und dienen Ihm nach Kräften.

Ihr . . . . .

(170)

. . . . ., den 20. Juni 1934.

Ich erhielt von Ihnen einen Gruß durch einen Bruder, dem Sie in . . . . . geschrieben haben. Ich danke Ihnen herzlich für die brüderliche Liebe und grüße Sie wieder in der Liebe unseres geliebten Herrn, der unsere Sünden gewaschen hat mit Seinem Blute.

Ich wohne in der Stadt . . . . . und arbeite schon 25 Jahre am Werk des Herrn. **Gott die Ehre dafür**, daß ich bis auf den heutigen Tag auf meinem Plage sein darf! Er segnet uns, und die Gottesdienste in . . . . . sind gut. Die Gemeinde ist wach und pilgert weiter zum stillen Ufer der Ewigkeit, wo sie alle Heiligen zur ewigen Freude wiedersehen wird.

Ich grüße Sie noch einmal herzlich in brüderlicher Liebe und hoffe, Sie werden in all Ihrer Arbeit auch mich nicht vergessen.

Ihr geringer Bruder im Herrn . . . . .

(106)

. . . . ., den 6. Juli 1934.

Ich grüße Sie und alle Teuren im Herrn nach Seiner Gnade und Liebe, in welcher wir leben und die uns alle Klippen dieses Lebens zu überwinden hilft.

Ich teile Ihnen mit, daß ich die von Ihnen geschickten RM 60,— durch den Torgsin erhalten habe, wofür ich Gott und Ihnen sehr dankbar bin.

Übermitteln Sie, bitte, meinen Gruß an J. S. Prochanow. **Wir danken Gott, daß Er unsere Arbeit, unsere Gottesdienste segnet.** Welen Sie für uns!

Mit brüderlicher Liebe und brüderlichem Gruß Ihr . . . . .

(5559)

. . . . ., den 6. Juli 1934.

Ich grüße Sie und danke Ihnen herzlich für die mir erwiesene Hilfe, RM 15,—, die wir am 4. dieses Monats erhielten und die eine große Stütze für uns waren.

Ich weiß, wir sind nicht in stande, Ihnen zu danken, aber der Vater, der uns nicht vergißt in unserer Not, wird es Ihnen reichlich vergelten. Ich glaube, Er wird uns nie verlassen, und Seine starke Hand wird uns nahe sein in den schweren Stunden unseres Lebens.

Mit brüderlichem Gruß Ihre Geschwister im Herrn . . . . .

## Einer neuen Heimat entgegen.

Am 11. Mai dieses Jahres traf in Marseille nach etwa fünfundvierzigtägiger Schiffsreise eine Gruppe rußlanddeutscher Flüchtlinge ein, die aus dem Lande der Sowjets geflohen waren und dann schwere, notvolle Wartezeiten in der Mandschurei durchlebt hatten. Der Transport wurde in einem Sonderzug nach Bordeaux befördert, um von dort aus die Weiterreise nach Brasilien anzutreten, das den jahrelang Verfolgten und Gehegten eine neue Heimat bieten will.



Ein deutscher Flüchtling aus Rußland bei seiner Ankunft in der Mandschurei im Jahre 1931.  
(Das Bild stellte uns Herr Regierungsrat Dr. Kundt-Fertin freundlichst zur Verfügung.)

Dem „Evang. Deutschland“ entnehmen wir folgenden Bericht des deutschen evangelischen Pastors Peters aus Nizza über das Eintreffen des Transports in Marseille und die Abfahrt von Bordeaux.

Kurz vor Pfingsten traf in Marseille mit dem französischen Dampfer „Protos“ der dritte Transport deutscher Flüchtlinge aus Schanghai ein, veranstaltet von der Hilfsgemeinschaft „Brüder in Not“. 284 Männer, Frauen und Kinder; Gruppen verschiedener christlicher Konfessionen.

Während die Bordtreppe hinab gutgekleidete französische Passagiere entgegenkamen, aus den Schiffskuln derbinschige Japanerköpfe neugierig nach dem bunten Völkergemisch der Stais spähten, warteten auf dem Hinterdeck des Dampfers die deutschstämmigen Flüchtlinge. Männer in einfachen schwarzen oder bunten Kitteln, Frauen in schlichter, aber ordentlicher Kleidung: Bauern, deren Gesichtszüge von harter, entbehrungsreicher Vergangenheit sprechen. Doch eines fällt auf: ihre Augen leuchten, und sobald man mit ihnen ins Gespräch kommt, klingt immer wieder ein Bekenntnis entgegen: „Gott sei Dank! Endlich sind wir hier. Als die Nachricht kam, wir dürften nach Brasilien auswandern, haben wir es nicht zu glauben gewagt. Nein, wir haben nicht daran geglaubt; denn wäre daraus nichts geworden, diese Enttäuschung hätten wir nicht ertragen. — Wir waren nicht einmal froh, als es lösging; man wagte nicht mehr zu denken . . .“ — Hier, teilweise sieben Jahre haben sie in Charbin gelebt, im Arbeitsstreit mit den um einen Hungerlohn arbeitenden Chinesen sich mühsam ihren Unterhalt erkämpfend. Dabei lastete wie ein drohendes Unwetter über ihnen die Möglichkeit, daß chinesische Bandenführer, die dort die Obrigkeit darstellten, gegen Entgelt alle an die Sowjet-Union auslieferten. Dort hatte man Interesse daran, die Zungen dieser unzähligen Zeugen zum Schweigen zu bringen. Ungehört wäre der Schrei verhallt: „Ich will nicht zurück nach Moskau!“ — Da griff Japan in der Mandchurei ein; die Schurkenpläne zerrissen; die Hilfsorganisation „Brüder in Rot“ konnte ihr Werk auch hier fortsetzen.

Ergreifend war das Bild, welches das Schiff bot. Zwischen all den abgehärmten Erwachsenen spielten die Kinder mit einem Tauende, mit Papierstückchen; kleinere schliefen auf dem Arme der Mutter, einige weinten unten im Schiff in den schlüchtern Keinen Bretterwiegen. Der jüngste Auswanderer zählte gerade zwei Tage, ein anderes Kopfte an das Tor der Welt. Schwestern vom französischen roten Kreuz wuschen Wunden und verbanden, gaben Medizin. Die Vertreter des Vereins „Brüder in Rot“, des deutschen Generalkonsulats in Marseille unterhielten sich mit den Männern. Unter den Auswanderern war die Schar der Mennoniten diesmal die größte: 180 Köpfe. 47 zählten die Katholiken, 40 die Lutheraner, 17 die Pfingstbrüder.

Unten im Schiff, im Zwischendeck, hatten die Lutheraner zwischen Betten, Kisten und Wiegen einen Tisch hergerichtet; Bänke wurden herangerückt: bald sang in den Lärm auf Deck hinauf eine Melodie. Ein Danklied war es, mit dem Menschen aus überfrohem Herzen ihrem Gott bekannten: „Nun danket alle Gott . . . der große Dinge tut an uns . . .!“ Diejenigen, die herumstanden, wurden bald still, ebenso still wie die kleine Gemeinde, in der Männer sich nicht schämten, Tränen wegzuwischen. Das Wort des Paulus aus dem Gefängnis an seine Philipper wurde verkündet: Freuet euch in dem Herrn allewege! — Das haben diese Menschen wahr gemacht. Später in dem Eisenbahnzug, auf dem neuen Dampfer in Bordeaux, der sie nach Brasilien führen sollte, immer wieder gestanden Zuschauer unabhängig voneinander, wie stark der Eindruck sei, den diese Menschen machten. „Man merkt es“, sagte einer, „daß der Glaube hier eine Macht im Leben ist — eine frohmachende, überwindende.“

Der Einwanderungskommissar des brasilianischen Reichs, Oberst Selzer-Netto, prüfte jeden der Auswanderer genau auf seine Brauchbarkeit; alle Bauernhände fand er tauglich für das neue Ackerland. „Ich bin glücklich, daß ich keinen habe zurückweisen müssen“, gestand er abends, als der Zug uns nach Bordeaux führte. Wie ein Vater kümmerte er sich um einen jeden, erzählte dabei mit großer Freude von denen, die durch seine Vermittlung in früheren Jahren in Brasilien eine neue Heimat gefunden hatten.

Vierzehn Stunden fuhr der Sonderzug durch Südfrankreich. Wenn von Zeit zu Zeit irgendwo längerer Aufenthalt war und man auf den in der Nacht so verlassenem Bahnsteigen den Zug entlang ging, kam die Eigenart dieses geschichtlichen Augenblicks zum Bewußtsein. Wanderer sind diese Menschen seit Jahrhunderten; ursprünglich wohl einmal aus Württemberg ausgewandert, fanden sie Heimatrecht im weiten Rußland, im Kaukasus. Jetzt jagte sie die kommunistische Gewaltherrschaft von Acker und Hof, auf dem schon die Väter

sahen; oder sie flohen, weil man ihnen die Kirchen schloß, die Pastoren nahm, weil man ihnen die Ehen antastete. In Gefängnissen sahen die Männer, teilweise schon zum Tode verurteilt, dann aber (als Deutsche) begnadigt. Der Sohn mußte die Eltern zurücklassen, Eltern reisten hier aus, die ihre Kinder in Sibirien wußten, Geschwister — verstreut über ganz Rußland; kaum eine Familie trug nicht solch eine schmerzliche Wunde. Fast alle hatten Wochen, Monate härtester Wanderung durch das asiatische Rußland hinter sich, bis endlich ein chinesischer Spion sie für 50 Rubel durch die russische Postenkette in die Mandchurei hinübertretete. „Durch große Gewässer und Flüsse, durch tiefe Wälder, wo wir wochenlang lebten von Rinde und Waldgräsern, ab und zu fanden wir Welschkorn . . .“ so berichteten sie. Stundenlang wanderte eine siebenköpfige Familie durch überschwemmtes Gebiet; bis an den Leib reichte



Ein deutscher Siedler aus Rußland im Kreise seiner Kinder und Kindeskiner auf dem Schiff.  
(Dies Bild stellte uns Missionar Heinrich, früher Sibirien, freundlich zur Verfügung.)

das Wasser, auf das der Frost eine leichte Eisedecke gelegt hatte . . . Von Russen und Chinesen beschossen, von Räuberbanden geplündert . . . all das kehrte in den Berichten immer wieder. — Hart waren sie geworden, nun entschlossen, mit all ihrer Energie dem Urwald neues Ackerland abzuräumen.

Kurz vor der Ausfahrt in Bordeaux wurden den 284 die Grüße der ihre Überfahrt und Ansiedelung bezahlenden Kirchen und der Hilfsorganisation „Brüder in Rot“ überbracht; die Rennonitische Weltorganisation (Prediger Sommer-Belfort), der Caritas-Verband und zugleich die Organisation „Brüder in Rot“ (Prälat Wienken-Berlin), der Martin-Luther-Bund (Pastor Peters-Nizza), die Missionsgesellschaft der Pfingstbrüder (Prediger Gumburg-Mülheim/Ruhr). Gottesdienst und Predigt sammelten die einzelnen Konfessionen noch einmal vor dem, der in allen Dingen der Herr ist.

Als am Spätnachmittag des 12. Mai die Wasser der Garonne die Auswanderer dem Ozean zutrug, merkten die am Lande Zurückbleibenden, daß hier die Gemeinschaft im Glauben sich wieder als eine Wirklichkeit erwiesen hatte, die die Grenzen von Völkern und Ländern überdauert.

H.-G. Peters, Nizza.

## Gottes Werk unter den Ukrainern.

Mitteilungen über die evang. luth. ukrain. Bewegung in Polen.

(Fortsetzung.)

Unbemerkelt wächst Gottes Reich, nur an den Wirkungen kann man erkennen, wie umfangreich es schon geworden ist. Neulich trat in unsere Redaktion ein politischer Organisator und sagte im Gespräch: „Ihr allein wißt scheinbar nicht, wieviel überzeugte Anhänger Ihr überall habt! Ich wandere von Ort zu Ort und habe mich persönlich überzeugt, daß manche Gemeinden, in denen man äußerlich nichts Evangelisches sehen kann, in Wirklichkeit zu 50% evangelisch gesinnt sind!“ Und am 30. April ds. Js. erhob in einem Eisenbahnwagen, als die Reisenden öffentlich über die Bibel zu sprechen begannen, ein Polizeiwachtmeister seine Stimme und sagte mit Staunen: „Was für Zeiten sind gekommen, daß man jetzt überall von der Bibel hört?“ Darauf erwiderte einer der Intelligenzen — wie es schien, ein jüdischer Rechtsanwalt: „Wir stehen vor irgendeiner großen Kirchenreformations.“ Davon beginnt auch die katholisch-ukrainische Presse immer lauter zu sprechen. Das Blatt des Metropolitens Szepthyhij „Meta“ (Nr. 8) schreibt z. B.:

„. . . . Vor unseren Augen bildet sich eine neue Welt, mit neuen Grundlagen und Formen. Vielleicht wird diese Welt des XX. Jahrhunderts für den Katholizismus noch weniger empfänglich sein, als die Welt des XIX. Jahrhunderts. . . . Wenn wir nicht lernen werden, uns kritisch mit dieser Welt, die von Luther stammt, auseinanderzusetzen, dann wird alle unsere Arbeit vergeblich sein. . . .“

Und die katholische Kirche versucht nicht nur „sich kritisch auseinanderzusetzen“, sondern sie bemüht sich mit allen Kräften, die von ihr abfallenden Volksmassen festzuhalten. Zu diesem Zweck wurde „das Institutum generale der Katholischen Aktion“ mit seinem Sitz in Lemberg begründet. Diesem „Institut“ hat man, wie es allgemein behauptet wird, 1.000.000 Floty zur Verfügung gestellt, nur um die bedrohte Stellung der Kirche zu retten. Für dieses Geld werden nicht nur fünfzehn katholische Zeitschriften in ukrainischer Sprache herausgegeben, sondern auch eine große katholische Aktion gebildet, die überall ihre Mitglieder und Aufpasser hat, die ganz planmäßig alle Gemeindeglieder bespitzeln, damit keins derselben von der katholischen Kirche abfalle. . . . .

Um aber unsere Reformationsarbeit in Wolhynien zu hindern und ihre eigene Missionstätigkeit noch besser auszubauen, hat die katholische Kirche in der Osterwoche vierzig neue Missionsträfte nach Wolhynien gesandt, so berichtet die halboffizielle griechisch-orthodox-irakliche Zeitschrift „Slowo“ (Nr. 34 vom 29. 4. ds. Js.), obwohl dort nur 11 griechische, mit Rom unierte Pfarrämter existieren, die ohnehin von 11 Pfarrern bedient werden. . . .

Und das alles geschieht zu derselben Zeit, wo wir, von einem kleinen Freundeskreis getragen, kaum imstande sind, nur ein kleines, zweiwöchentliches Evangelisationschriftchen „Prozry“ und einmal jeden Monat unsere Zeitschrift „Sjrah“ herauszugeben, welche kaum 4 bis 6 Seiten umfaßt. Wird es uns helfen, auch hier die laufenden Druckschulden zu erwählen, von denen wir uns wie von einem Zauberkreis nie freimachen können?

Wir möchten unsere Freunde nur bitten, helft uns, daß bei diesem betäubenden Lärm der katholischen Presse die Stimme des Evangeliums nicht verstumme nur aus dem Grunde, weil wir keine finanziellen Mittel mehr finden, um unseren Pressedienst zu erfüllen!

Der Sommer ist in seiner vollen Kraft da, und unsere während der Gottesdienste in Stille und Gedränge sich Jahr um Jahr quälenden Gemeinden



mächten die diesjährige Bauzeit ausnützen, um eigene Bethäuser zu errichten. Es handelt sich nicht um Kirchenbauten, die 50—80 000 Zloty kosten. Nein, es sollen nur kleine Kirchlein sein, wo sich die Leute, ohne von den Katholiken verspottet zu werden, versammeln können, um Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten.

Zur Verwirklichung dieser brennenden Wünsche hat man in den Gemeinden schon manches getan. In Maniawa ist der Kirchenbauplatz, der genehmigte Bauplan und ein beträchtlicher Teil des Baumaterials — Gott sei Dank — da, aber die Bauarbeiter müßten bezahlt werden. Die Glaubensbrüder von Maniawa, armselige Bewohner der Berge, sind aber nicht imstande, das mit eigenen Kräften zu leisten. In Jezierzany (bei Lamacz) ist der Bauplatz, der genehmigte Bauplan und über 100 m<sup>3</sup> Baumaterial schon da, und die Fundamente werden gelegt . . . . . Und in Lazardwka hat unsere Gemeinde nicht nur mit eigenen Kräften den Kirchbauplatz gekauft, sondern auch mit großem Eifer sich an die Arbeit in dem Gemeindefeinbruch gemacht, um mindestens 1000 m<sup>3</sup> Baumaterial zum Bau ihres evangelisch-lutherischen Kirchleins vorzubereiten. Tag für Tag arbeiten 10—15 starke Männer umsonst in dem tiefen Steinbruch. Es donnert der Fels, es hebt der Boden, es brechen die harten Steine . . . . die Glaubensbrüder von Lazardwka bauen ihr evangelisches Gotteshaus . . . .

Man hat in den Gemeinden selbst schon so viel mit Freuden geopfert, man will noch weitere Opfer bringen, aber die Zeiten sind sehr schwer; Bauarbeiter, Dachstuhl und Dachbedeckung zu bezahlen, geht über die Kraft der Brüder! Der Mut erschläft, die munteren Hände sinken ohnmächtig herab . . . Wer hilft den Glaubensbrüdern von Lazardwka und den anderen Gemeinden bei ihrem schweren Werke? O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!

Im Namen des Evangelisch-lutherisch-ukrainischen Missions-Rates  
Theodor Jartschuk.

Soweit der teils erfreuliche, teils tief bewegliche Bericht des Missionsrates der Evangelisch-lutherischen Kirche unter dem ukrainischen Volke in Polen. Von dem Moderamen des Reformierten Zweiges liegt ebenfalls eine ausführliche Schilderung dieses Arbeitszweiges vor, die auch von schönen Erfolgen und großen Schwierigkeiten redet. Wenn es der Platz erlaubt, soll in der nächsten Nummer von DRF davon erzählt werden.

So wichtig es ist, daß wir die unter dem Trommelfeuer eines satanischen Atheismus in Rußland tief in ihren Katafomben ringenden und leidenden Glaubensbrüder unterstützen — hier bei den Ukrainern Polens ist Bewegungskrieg. Da geht's vorwärts, und wir dürfen dem Rufen nach Hilfe unser Ohr und Herz nicht verschließen.

Schon seit mehreren Jahren unterstützt GD beide Zweige der Reformationsbewegung daselbst, die Lutheraner und die Reformierten. Wir dürfen diesen Dienst keinesfalls kürzen, im Gegenteil, wir möchten ihn erweitern. Das können wir aber nur, wenn unsere Freunde nicht müde werden, uns tatkräftig dabei zu helfen.

„Auf, laßt uns Zion bauen!“ — auch unter dem ukrainischen Volke, das nach jahrhundertelanger Unterdrückung jetzt erwacht ist und im Evangelium Jesu Christi eine Antwort auf sein Suchen und Sehnen erwartet. W. L. Jaß.

## Die Bibel in der Großstadt.

Bericht einer Bibelbotin aus ihrer Arbeit in Basel.

(Fortsetzung.)

Doch so friedlich geht es nicht immer ab. Ein paarmal war es schon recht gefährlich — aber darüber will ich jetzt weiter nicht berichten. — Ich habe oft sehr Angst, wenn ein Kommunist mich anschreit oder wütend wird, sobald ich etwas von der Bibel sage. Aber es erschüttert mich nicht so sehr, wie wenn eine Frau gottfeindlich redet oder spottet. Einmal stand ich in der Küche bei einer Kommunistin. Zuerst verhöhnte sie mich und wollte sich ausschütten vor Lachen, daß ich mir die Mühe gäbe, noch an diesen „Bruch“ zu glauben. „Wozu kommen Sie denn zu mir?“ wollte sie wissen. — „Um Ihnen zu sagen, daß Sie noch eine Seele haben, die Sie nicht verkommen lassen dürfen“, antwortete ich ihr. Da veränderte sich ihr Gesicht mit einem Male. Sie wurde ganz weiß vor Zorn — ergriff ein Glas und zielte nach mir. „Wagen Sie es noch einmal, zu sagen, ich habe eine Seele, und Sie bekommen dieses Glas an den Kopf!“ schrie sie. —

Eine andre Frau empfing mich auf der Treppe. Sie war überzeugte Kommunistin und Führerin einer kommunistischen Jugendgruppe. Nichts sei schöner, behauptete sie, als das Bewußtsein, einmal Schluß gemacht zu haben mit dem alten Quatsch — ausgeräumt zu haben mit den Pfaffen- und Christusmärlein. Ich redete lange mit ihr und fragte sie schließlich, was sie denn tun würde, wenn man ihr sagte, sie müsse heute sterben. Da lachte sie laut und herausfordernd und rief: „Dann lege ich meinen Kopf auf meinen Geldbeutel und rufe mit letzter Kraft: „Es lebe die Weltrevolution!“

Bei Frauen ist die Gottesfeindschaft oft der Ausfluß einer Erbitterung über das, was solche, die Christen sein wollen, an ihnen versäumt haben. An einem trüben Wintermorgen kam ich in ein Haus, nahe bei der französischen Grenze. Alles war schmutzig und unordentlich — Fenster waren eingeschlagen — zerrissene Kleider und zerschlagenes Geschirr lagen umher. Nichts deutete darauf hin, daß Tags zuvor Sonntag gewesen war. Schließlich fand ich die Frau in der Küche. Es war schwer zu erraten, wie alt sie war. Erschütternd sah sie aus — das reine Zerrbild einer Frau — um den Mund hatte sie einen bösen, harten Zug. Unordentlich hingen die Kleider an ihr — sie war ungewaschen und ungeläutert. „Ach, bleiben Sie mir doch weg mit Gott und Bibel!“ schrie sie. „Delfen sie mir in meiner Not? Kümmerst sich dieser Gott um mein Elend? Ihr meint es, Ihr Christen — und seid selig darin — aber Euch ist es ja gleich, wie es bei uns aussieht. Unsere Not bekümmert Euch wenig. Euch macht es nichts, daß mein Mann sich Tag um Tag sinnlos betrinkt — daß er den ganzen Zahltag in der Samstagnacht vertut — und daß er dann am Sonntagmorgen früh toll und voll heimkommt und alles kurz und klein schlägt im Rausch. Daß er mich und die Kinder mißhandelt und daß wir uns flüchten müssen vor ihm. Da sitzt Ihr dann in Eurer Kirche und lobt den lieben Gott — pfui, nein! von solchen Leuten will ich nichts — machen Sie nur, daß Sie fortkommen!“ — Was nützen da Worte, wo Taten verjagt haben? Ich bin schon oft im Gefühl einer großen tiefen Schuld von einer solchen Frau fortgegangen. Fast will es da scheinen, als sei jeder Kampf vergebens. —

Mein schmerzlichstes Erlebnis machte ich im Winter 1928/29. Es war in jenem ausnahmsweise kalten Winter. Ich machte damals gerade Besuche in den sogenannten Baracken, staatlichen Rotwohnungen für kinderreiche Familien. Sie sind seither zum Glück wenigstens teilweise aufgehoben worden. Die Baracken waren zirka 50 kleine Holzhäuser mit drei Zimmern und einer Wohnküche. Es wohnten darin Familien mit 10—16 Kindern. Meist Kommunisten. Es war ein Elend ohnegleichen in jenem Winter. Viele waren arbeitslos geworden. Die Fenster dieser Häuser waren wochenlang zugefroren, so daß nicht gelüftet werden konnte. Ein kleiner eiserner Ofen mußte das ganze

Häuslein erwärmen. Wurde er angeheizt, so lief das Wasser in Wäcken von den gefrorenen Wänden. Die Luft war zum Schneiden. Die Leute waren zum Theil krank. Die Kinder waren blaugefroren und konnten teilweise nicht zur Schule gehen, weil es an ganzen Schuhen fehlte. Not und Elend herrschten in allen Haushaltungen.

Ich ging täglich zu den Leuten. Gute Menschen hatten mir Brennmaterial zur Verfügung gestellt, und ich konnte vielen helfen. Geredet habe ich nicht viel von der Bibel — aber es schien mir, sie müßten es merken, wie ernst es mir war und wessen Liebe uns zu ihnen drängte. Verwischt schienen alle Unterschiede — man hörte nichts mehr von kommunistisch und bürgerlich — sie sahen in mir eine Freundin, und es schien, als könnten nun viele wieder glauben, daß in allem Leid und in aller Not doch Gottes Liebe über ihnen sei. — Aber dann kam der Frühling. Auf Palmsonntag war ein kommunistisches Treffen in Basel angesagt, das aber von der Regierung durch Hinzuziehung von Militär verhindert wurde. Am Osterfreitag ging ich wieder zu den Baraden. Es hatte mir jemand viele schöne Ostereier für die Kinder dort unten geschenkt. Ich freute mich schon auf die frohen Gesichter dieser Baradenkinder. Aber es war alles anders. Scheu wichen sie vor mir zurück. Verlegen grüßten die Frauen — kein Mensch hieß mich eintreten. Die Männer riefen die Kinder, die zu mir gesprungen kamen, ins Haus herein. Die große Klust war wieder da: gottfeindlich — kommunistisch — bürgerlich. Eine Frau, die ihr Kind hatte konfirmieren lassen, erzählte mir unter Tränen, man habe dem Kinde Steine nachgeworfen, als es am Palmsonntagmorgen zur Konfirmation gegangen sei. Sie selbst habe sich gar nicht hinausgewagt.

Es war sehr schmerzlich. Alles, was uns in der großen Not zusammengebunden hatte, schien vergessen — ausgewischt. Erst viel später durfte ich erfahren, daß doch nicht alles vergessen war, ja, daß da und dort ein Samenkeim aufgegangen war, von dem ich längst geglaubt hatte, es sei zugrundegegangen.

4. Die sittliche Not. Der schlimmste Feind, mit dem man zu kämpfen hat, ist die sittliche Not, denn sie verschleißt die Herzen für alles Höhere, Bessere — vor allem aber für Gott und sein Wort der Wahrheit. — Wer so von Haus zu Haus geht, tut tiefe Einblide in diese Not und muß oft innerlich erschauern über die Abgründe, die sich vor ihm auftun. — Ich denke jetzt an die vielen Türen, die wegen der Trunksucht verschlossen bleiben. Wo die Leute etwas zu verdienen und zu vertuschen haben, ist kein Platz für die Bibel. Oft freilich ist die Not so groß, daß sie plötzlich hervorbricht.

Da komme ich in ein Haus, alles ist schmutzig und unordentlich. Eine jüngere Frau öffnet mir. Wortreich empfängt sie mich. Während ich mit ihr rede, rollen beständig Nührungstränen über ihre Wangen. Ich merke bald, daß ich es mit einer Trinkerin zu tun habe. Das Zimmer ist halb ausgeräumt — die Möbel mußten wohl verkauft und verpfändet werden. Ich kann mit der Frau nicht reden. Aber etwas treibt mich, sie wieder und wieder zu besuchen. Oft freut sie sich, aber öfter öffnet sie nicht. Sie fühlt ganz gut, wenn sie nicht nüchtern genug ist. Einmal bin ich wieder bei ihr — sie ist weicher als sonst. Das Kind ist fort und ich merke, daß man es ihr weggenommen hat. Plötzlich fällt sie vor mir nieder und umfaßt mich, indem sie laut schreit: „Fräulein, Fräulein, helfen Sie mir doch aus diesen Fesseln!“

Es ist erschütternd! Man geht so leicht an solch verborgenen Nöten vorüber, wenn Gott uns nicht immer wieder ein feines Ohr und wahrhaft sehende Augen für alle Schäden gibt. — So kam ich zu einer Frau. Sie sagte mir gleich, der Mann sei kommunistisch, aber sehr gut, sie wolle gerne eine Bibel haben. Als ich ihr die Bibel brachte, war sie sehr erfreut. Sie zeigte mir ihre Wohnung, redete alles Mögliche — aber aus ihren Reden und aus ihrer Stimme spürte ich, daß da eine Not vorhanden war, von der die Frau reden wollte — aber den Mut dazu nicht fand. — Ich wartete und wartete. Plötzlich sagte die Frau: „Wissen Sie, ich bin eigentlich krank —“ und sich einen Auld gebend, fügte sie hinzu „nein, nein, ich will nun nicht mehr lügen — ich habe ein Laster an mir und werde nicht Herr darüber.“ Nun war es heraus, und ich versuchte ihr den zu zeigen und sie zu dem zu führen, der uns recht frei machen kann. —

Ich habe Familien getroffen, wo Mann und Frau dem Trunke ergeben waren, wo jedes Jahr ein Kind kam — eines armjeliger, fränklicher, abnormer als das andere. Ich habe eine Familie getroffen, wo Mann und Frau und die heranwachsenden Kinder geschlechtskrank waren. Ich habe in zerrüttete Ehen hineingesehen, Frauenschicksale kennengelernt, so bittere und schwere, daß ich nicht davon reden kann. — Die und da wurde diese Not für mich eine Tür zu den Menschen — aber immer nur dann, wenn die Not eingestanden wurde, wo diese Not als Not und Fessel empfunden wurde. — Solange die Menschen etwa zudecken und verschweigen, bleibt alles verschlossen — auch für den, der die Not sieht und empfindet.

Die äußere Not. Man könnte denken, äußere Not sei auch ein Feind, mit dem man kämpfen muß. In der That war besonders im vergangenen Winter die äußere Not, die Arbeitslosigkeit usw. so groß, daß man oft meinte, verzagen zu müssen. Aber schon sehr oft ist mir so eine äußere Not zu Hilfe gekommen, ist mir eine Tür geworden zur Seele eines Menschen. In dem ich von Haus zu Haus gehe, komme ich oft ganz unvermuthet zu Menschen, die eben in einer großen Entscheidung, einem Konflikt, einer Not stehen. Es ist mir schon ein paarmal vorgekommen, daß mich die Leute verwundert anschauten und fragten: „Sind Sie nun etwa der Engel, den ich mir eben von Gott erbeten habe?“

Eines Tages kam ich in ein Haus. Es war mitten im Winter — der Mann seit Monaten arbeitslos. Alles hatte fehlgeschlagen — da hatte der Mann den Mut verloren und hatte den Gashahn geöffnet. Zum Glück hatte die Frau es noch zur Zeit gemerkt und konnte das Unheil verhindern — aber der Mann war ganz verstört. Die Frau wußte sich nicht zu helfen — es kam ihr in den Sinn, daß sie sich in letzter Zeit ganz von Gott abgewandt hatte — und nun suchte und bat sie um Hilfe — um einen Menschen, dem sie ihr Leid klagen und der ihr beistehen könne. — In diese Not hinein kam ich am Morgen nach jener verhängnisvollen Nacht. Es gelang mir, mit Hilfe freundlicher Menschen, den Leuten äußerlich zuzurechtzuhelfen. Aber ich fand auch ein offenes Ohr für meine Botschaft von Gottes Hilfe. —

Es war ein großes Geschenk, als ich ein Jahr später die Frau antraf, froh, gesund — an jeder Hand ein Kind — und sie mir sagen konnte: Seit jenem Tag ist alles anders und besser bei uns geworden — auch innerlich . . . — Ich habe es schon oft erleben dürfen, daß ich von Gott sichtbarlich zu Menschen geführt worden bin, bei denen die Tür weit offen war — die es nötig hatten, daß man ihnen Liebe entgegenbrachte und ihnen Wegweiserdienste tat zu unserm einzigen Herrn und Retter, Jesus Christus. Das sind Freuden, die einem erblühen auf dem oft schweren Wege — so reich und schön, daß man oft innerlich ganz beglückt ist, aber sie sind zu fein und zart, als daß man viel Worte darüber machen dürfte, man kann nicht daran rühren. —

So wandre ich Jahr um Jahr durch unsere Stadt — von Quartier zu Quartier, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Wohl wird man innerlich oft müde, wenn man die vielen Widerstände spürt und in alle Not hineinsieht — aber der Trost bleibt immer: Man geht ja nicht allein zu den Menschen, es geht einer mit, der stärker ist als alle Not und alle Sünde. Der hat uns den Auftrag gegeben, in alle Welt zu gehen mit seinem Evangelium. Und weil Er es ist, der den Auftrag gegeben hat, wird Er auch Kraft geben, ihn auszuführen. Das macht, daß man seinen Weg immer wieder still und freudig gehen kann. Wohl ist diese Besuchsarbeit mehr noch als manche andere eine Saat auf Hoffnung, bei der man selten Frucht sehen darf — aber man darf auch diese Saat vertrauensvoll in Gottes Hand legen und bitten:

Herr, sieh auch uns bescheiden stehen  
An unserm Platz, da Du uns hingestellt,  
Und höre unser banges, heißes Flehen  
Für das von Dir uns anvertraute Feld.  
Und was an stiller Saat wir in die Erde legen,  
Vertrauensvoll zu Deinem Dienst bereit,  
Laß sprossen, wachsen, blühen in Deinem Segen  
Und reifen einst zur frohen Erntezeit!

Cécile Riederer.